1,60 DM / Band 196
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Mörderklaue

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Die Mörderklaue

John Sinclair Nr. 196

von Jason Dark

erschienen am 06.04.1982

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Die Mörderklaue

Es hört sich an wie ein Märchen. Ein Mann und seine Frau heiraten. Sie bekommen zwei Kinder, Mädchen.

Iris ist blond und Elena schwarzhaarig. Beide Kinder wachsen heran, beide entwickeln sich. Einem Mädchen gefällt der Teufel, das andere wendet sich den Kräften des Lichts zu. Leider ist diese Geschichte kein Märchen, sondern grausame, blutige Wirklichkeit, denn eines Tages treffen beide Schwestern aufeinander.

Als Gegner!

»Mummy, muß ich jetzt sterben?« fragte die blonde Iris und schaute ihre Mutter verzweifelt an.

Marga Dexter schüttelte den Kopf, obwohl sie das Gegenteil dachte, aber das konnte sie vor ihrer Tochter nicht zugeben. »Nein, mein Darling, du wirst nicht sterben. Du bist erst sechzehn Jahre. Da stirbt man nicht.«

Iris schaute ihre Mutter lange an. Beide Gesichter tauchte das Licht der Lampe in einen warmen Schein. Marga hockte auf der Bettkante und hatte die Hände zu Fäusten geballt. In ihrer Kehle saß ein dicker Kloß. In den letzten Tagen war ihre Tochter immer mehr verfallen, jetzt war sie nur noch ein Schatten ihrer selbst. Alles deutete darauf hin, daß der Tod bereits seine knöchernen Klauen nach dem jungen Mädchen ausgestreckt hatte.

»Warum lügst du, Mutter?«

»Wieso?« Fast barsch klang das Wort aus dem Munde der Frau.

»Weil ich sterben muß. Ich spüre es nämlich. Ich merke, wie das Leben aus meinem Körper strömt, wie es von einer fremden Kraft aufgesaugt wird, wie der Tod immer näher kommt. Immer wenn ich die Augen schließe, dann sehe ich ihn. Eine schreckliche Gestalt mit riesigen grünen Händen. Ja, Mutter, der Tod hat grüne Klauen. Und sie kommen näher. Ich sehe die spitzen Nägel, sie wirken wie Messer. Er wird mich packen und in sein kaltes Reich ziehen.«

»Bitte, rede nicht so!« stöhnte Marga. »Das darfst du nicht sagen, Iris.«

»Er wird dir schon helfen.«

»Nein, er kann mir auch nicht helfen. Der andere ist stärker, viel stärker.«

Nach diesen Worten schwieg das Mädchen und rutschte noch ein Stück tiefer, so daß es fast völlig in dem dicken Kopfkissen verschwand. Nur noch das blasse Gesicht war zu sehen. Ein Gesicht mit großen, dunklen Augen, in denen sich das Jenseits widerspiegelte, denn Iris hatte bereits einen Blick in die andere Welt geworfen. Sie war schon fast gestorben, doch im letzten Moment hatte sich ihr junger Körper gegen den Tod aufgebäumt.

Die Krankheit war unheilbar, grauenhaft und wie ein gefährliches, schleichendes Gift.

Es wurde still im Raum. Nur das Ticken der alten Uhr war noch zu hören.

Sie stand auf einem kleinen Regal. Die Uhr hatte der Vater des Mädchens hinterlassen, als er vor einem Jahr gestorben war. Ein Wagen hatte ihn überfahren.

Diese Uhr war das letzte Andenken.

Marga Dexter senkte den Blick. Sie sah, wie rissig und spröde die Lippen des Mädchens waren. Fieber hatte sie so aufgerissen. Starkes

Fieber, das zumindest zweimal am Tag kam. Wie angeflogen war es da und schüttelte die Sechzehnjährige durch. Nach jedem Anfall wurde es schlimmer. Es dauerte immer länger, bis sich Iris davon erholt hatte. An diesem Abend hätte sie es fast nicht mehr geschafft. Auch jetzt war ihr Atem kaum zu spüren. Nur schwach drang er über die Lippen des jungen Mädchens.

Marga hob ihren Arm und strich mit dem Handrücken über die Stirn des Mädchens.

Da lächelte Iris. »Versprichst du mir eines, Mummy?«

»Wenn ich kann…«

»Ja, du kannst. Du mußt mich auf dem alten Friedhof in Glora begraben, ja?«

»Nein, rede nicht so!«

»Aber ich sterbe doch, Mummy.« Sie lächelte wieder und faßte nach der Hand ihrer Mutter. Iris' Finger waren kalt, und Marga erschrak bis ins Mark.

So kündigte sich der Tod an. Es begann immer an den Fingern oder Zehen, ein sicheres Zeichen. Diese wurden zuerst kalt, und Marga kostete es eine ungeheure Überwindung, nicht aufzuspringen und wegzulaufen. Sie mußte sitzenbleiben, denn sie durfte ihre Tochter jetzt nicht allein lassen.

»Du hast meine Frage noch nicht beantwortet, Mummy«, flüsterte das Mädchen.

Marga nickte. Sprechen konnte sie nicht. Ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»Ich danke dir, Mummy, daß du so etwas für mich tun willst. Wirklich, ich bin dir sehr dankbar, denn in Glora hat es mir immer sehr gut gefallen, weißt du?«

»Ja, du warst ja oft genug dort.«

»Das stimmt.« In der Erinnerung daran lächelte das Mädchen. »Ich war auch auf dem Friedhof, wo die herrlichen Blumen stehen, Mummy. Das sind Blumen, die nie verwelken. Sie blühen das gesamte Jahr über, sagt man. Ich selbst habe es noch nicht gesehen, aber die Leute, die wissen es. Sie nennen sie auch Teufelsblumen, denn in Wirklichkeit sind es keine Blumen, sondern Hände. Die Hände der Mörder und Seeleute, alle abgeschlagen. Der Teufel hat sie genommen, Mummy. Und er dirigiert sie. Er beschützt sie, denn die Hände lassen sich nichts gefallen. Sie kommen zu jedem, den sie haben wollen. Glaubst du?«

Marga nickte.

»Mummy!« Das Wort klang ängstlich und erschreckt zugleich. Iris richtete sich plötzlich im Bett auf. Ein Wunder, daß sie dies bei ihrer schwachen Konstitution überhaupt noch konnte. »Hörst du es nicht, Mummy?«

»Was denn?«

Iris schaute ihre Mutter an. Groß waren ihre Augen, und über den Pupillen lag ein Schleier. Die Lippen zitterten, die Nasenflügel vibrierten.

»Da, jetzt wieder!«

»Was ist es denn?«

»Das Kratzen, Mummy. Es ist an der Tür. Sie sind hinter mir her. Die Hände, sie melden sich. Die Toten haben sie geschickt, glaub mir Mummy, sie wollen mich holen. Ich habe Angst, ich habe Angst!« Iris streckte die Arme vor und klammerte sich an ihrer Mutter fest, die den Kopf gedreht hatte und unwillkürlich zur Tür hinschaute.

Da war nichts. Die hohe Holztür war geschlossen. Matt leuchtete die Messingklinke im zerfasernden Schein der Leuchte. Sonst war nichts zu sehen und auch nicht zu hören.

»Da kratzt niemand, Iris«, erwiderte Marga. »Wirklich nicht, mein Liebling.«

»Doch, Mummy, doch. Ich habe es deutlich gehört. Sie holen mich. Die Hände. Sie haben es versprochen. Ich kann ihnen nicht entfliehen. Sie sind schrecklich, grün und…«

»Ich werde nachsehen, Iris. Ja?«

»Aber du begibst dich in Gefahr.«

»Nein, mein Schatz, ich gebe schon acht.«

»Wenn du das für mich tun willst.«

»Sicher.« Marga stand auf und lächelte ihrer Tochter noch einmal zu, als sie den Weg zur Tür nahm. Aus ängstlichen Augen schaute Iris ihr nach.

Marga Dexter blieb vor der Tür stehen und legte ihre Hand auf die Klinke. »Du wirst sehen, Iris, da ist keine Hand. Wirklich nicht.« Mit einem Ruck zog sie die Tür auf, und über die Lippen des Mädchens drang ein leiser Schrei.

Marga Dexter blieb auf der Schwelle stehen. Sie schaute in eine dunkle Diele, konnte leider nichts erkennen und machte Licht. Es wurde hell.

Jetzt sah sie besser.

Das Parkett war blank.

Man roch sogar noch den Bohnerwachs, aber von einer Hand war nichts zu sehen.

»Ist sie da?« fragte Iris.

»Nein, Liebling.«

»Schau genau nach, bitte.« Iris stieß die Worte hastig hervor und preßte dabei ihre Hand gegen die Lippen. Sie saß aufrecht, verkrampfte sich und schaute ihrer Mutter zu, die einen Kreis ging und sich sogar bückte um unten an der Tür nachzuschauen.

Marga hatte schon ein befreiendes Lachen auf den Lippen, als sie

stutzte.

An der Tür befanden sich Kratzer. Regelrechte Streifen, die nebeneinander lagen und unterschiedlich lang waren, als wären wirklich fünf Finger über das Holz gefahren.

Und am Morgen, als die Frau den Parkettboden eingebohnert hatte, waren sie noch nicht dagewesen.

Ein Tier befand sich auch nicht im Haus. Wer also hatte diese Kratzspuren hinterlassen?

»Siehst du etwas?«

Die Stimme ihrer Tochter durchbrach Margas schwere Gedanken. »Nein, meine Liebe, ich sehe nichts.«

»Aber ich habe es gehört.«

Marga richtete sich auf. »Du wirst dich getäuscht haben, mein Schatz. Wirklich.«

»Nein, nein…« Iris begann zu weinen. »Ich kenne das. Ich habe mich nicht getäuscht. Wirklich nicht, das mußt du mir glauben, Mummy. Da war jemand.«

Marga Dexter betrat den Raum ihrer Tochter. »Leg dich wieder hin und weine nicht mehr. Es wird alles wieder gut, glaube mir. Du bist ein wenig nervös. Ich hole dir jetzt erst einmal etwas zu trinken. Möchtest du Saft?«

»Ja.«

»Ein großes Glas?«

»Bitte.«

Marga ging. Sie löschte in der Diele das Licht. Die Küchentür lag der anderen schräg gegenüber. Die 36-jährige Frau betrat die Küche und ließ die Tür hinter sich zuschwingen. Sie schaltete nur die kleine Lampe an, stöhnte auf und lehnte sich an den Schrank. Am liebsten hätte sie ihren Tränen freien Lauf gelassen, das konnte sie jetzt nicht, denn wie stand sie sonst vor ihrer Tochter da?

Automatisch öffnete sie eine der oberen Schranktüren, hob ihre rechte Hand und holte ein matt schimmerndes Glas hervor, das sie auf den Kühlschrank stellte, bevor sie dessen Tür aufzog. Die Flasche mit dem Orangensaft war noch bis zur Hälfte gefüllt. Sie schüttelte ihn einmal, damit der Bodensatz verteilt wurde, und schenkte ein.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Hatte sie nicht ein Geräusch gehört?

Aus dem Zimmer der Tochter? Marga war so aufgeregt, daß sie Saft verschüttete, ihn aber nicht wegwischte, sondern die Küchentür aufzog und lauschte.

Nein, nichts zu hören. Im Zimmer der Tochter war alles ruhig. Die Nerven, dachte Marga. Die verdammten Nerven. Sie spielen mir wieder einen Streich.

Die Frau verließ die Küche und ließ das Licht brennen. Als Streifen fiel es in den Flur, und Marga erkannte abermals unten an der Tür die

Kratzer.
Sie sorgte sich schon, denn normal waren sie nicht. Von irgend jemandem mußten sie stammen, es sah wirklich so aus, als hätten fünf Finger dort ihre Spuren hinterlassen.
Marga war es nicht, und Iris kam auch nicht in Frage. Sie hatte das Bett in den letzten Tagen überhaupt nicht verlassen. Ein Haustier besaßen sie auch nicht, also kam nur eine dritte Person in Betracht.
Ein Dieb?
Marga blieb unwillkürlich stehen und schaute sich um. Wenn sie daran dachte, einen Dieb oder einen Fremden in der Wohnung zu haben, dann wurde ihr ganz anders.
Aber dann hätte sie etwas gehört oder geahnt. Hier war alles ruhig geblieben.
Vielleicht sollte sie später, wenn Iris schlief, die Wohnung einmal durchsuchen. Das war wohl das beste. Mit diesem Gedanken stieß Marga Dexter auch die Tür auf.
Iris lag im Bett. Deutlich sah Marga das blasse Gesicht ihrer Tochter im Schein der Lampe. Es war schmal geworden, und auch die Augen zeigten nicht mehr den Glanz wie früher.
Marga schritt auf das Bett zu. Sie ging dabei auf Zehenspitzen, denn das hatte sie sich in den letzten Tagen angewöhnt. »Iris, ich bringe dir deinen Saft.«
Sie sprach die Worte leise aus, wie immer. Laute Geräusche und Schreien konnte das Mädchen nicht vertragen.
»Iris, bitte…«
Das Mädchen gab keine Antwort.
Die Frau schluckte. Eine schreckliche Ahnung stieg in ihr hoch. »Iris?«
Die Stimme klang schon schriller.
Als sie abermals keine Antwort bekam und noch einen Schritt vorging, wurde die Ahnung zur Gewißheit.
Iris war tot!

***

»Nein!«
Nur dieses eine Wort flüsterte Marga Dexter. Doch in ihm lag all das, was sie fühlte. Angst, Erschrecken, Panik und auch eine ungeheure Resignation.
Ja, es war alles umsonst gewesen. Wie in Trance starrte Marga auf das bleiche Gesicht ihrer Tochter. Die Frau merkte nicht, daß ihre Hände feuchter wurden und sie auch das Glas nicht mehr halten konnte. Es rutschte ihr aus den Fingern, fiel zu Boden, und der gelbe Inhalt ergoß sich über den Teppich.
»Iris!« Marga fiel in die Knie. Sie warf sich vor und preßte ihr Gesicht

gegen die Wange der Toten. Der Schmerz übermannte sie, und Marga ließ ihren Tränen freien Lauf.

Immer wieder flüsterte sie den Namen der Tochter. Obwohl sie damit hatte rechnen müssen, warf sie der Tod völlig aus der Bahn. Sie hatte ihn nicht gewollt, keiner hatte ihn gewollt. Der Sensenmann hatte sich einfach genommen, was er wollte. Die Todesahnungen der Tochter hatten sich bestätigt.

Iris gab keine Antwort, so sehr ihre Mutter auch flehte und bettelte.

Bleich und wächsern wirkte ihr Gesicht, wie es auf dem Kissen lag. Starr schauten die Augen ins Leere. Die Lippen waren fast so blaß wie die Haut des Gesichts.

Marga richtete sich wieder auf. Wo sie geweint hatte, war das Kissen naß. Diese Frau hatte in den letzten Jahren alles verloren. Erst ihren Mann, jetzt die Tochter.

Sie schluckte, streckte ihre Arme aus und umfaßte das Gesicht der Tochter mit beiden Händen. »Du bist doch nicht tot, Iris. Bitte, sag, daß du nicht tot bist.«

Iris schwieg.

»Wolltest du nicht den Tod besiegen? Hast du nicht immer mit dem Sensenmann gesprochen? Er war doch dein Freund. Warum hat er dich denn jetzt in sein kaltes Reich geholt, Iris? Warum, zum Teufel? Warum nur?«

Tote schweigen. Auch Iris tat es.

Marga hob die Decke hoch, und ihre Hand glitt über den Körper. Sie spürte, daß das Herz schlug und preßte ihr Ohr dagegen. Vielleicht war Iris gar nicht tot, sondern nur scheintot.

Man las schließlich soviel. Jede Möglichkeit mußte da in Betracht gezogen werden. Nichts…

Sie spürte keinen Schlag, obwohl sie im ersten Moment zusammenzuckte, weil sie etwas gehört hatte, aber das war nur ihr eigenes Blut, das in den Ohren rauschte, und zudem hörte sie auch das Hämmern in der Schläfe.

Iris war nicht mehr zu retten. Sie würde in einen Sarg gelegt werden, der in die Erde kam, und dort sollte Iris dann vermodern und zerfallen.

Die schöne Iris.

»Nein!« flüsterte Marga, »nein, du sollst nicht verderben. Du kommst in kein kühles Loch, sondern wirst…«

Was sie vorhatte, war nicht zu verstehen, denn sie sprang auf und schaute sich um.

Dabei fiel ihr auf, daß sich das Oberbett verschoben hatte. Es lag längst nicht mehr akkurat wie zuvor. Marga wollte dies auf keinen Fall zu einem Dauerzustand machen. Wenn ihre Tochter schon im Bett liegenblieb, dann sehr fein und sehr schön. Die Hände sollten auf der

Bettdecke liegen, wie es sich gehörte und…

»Ja, ja«, flüsterte Marga, »so mache ich es. Ganz bestimmt so.« Sie hob den Arm und wischte eine Haarsträhne aus der Stirn. Dann beugte sie sich vor, umfaßte ihre tote Tochter an den Achselhöhlen und zog sie ein Stück höher, so daß sie jetzt besser lag als zuvor. Das genau war die richtige Position.

Nur noch die Hände auf die Bettdecke legen, und kaum einer würde erkennen, daß Iris tot war. Wenn ein Fremder sie so sah, mußte er annehmen, Iris würde schlafen.

Marga faßte unter die Decke und zog die Arme ihrer toten Tochter hervor. Sie winkelte sie an, dabei rutschten ihre Finger weiter und berührten die rechte Hand.

Seltsam fühlte sie sich an. Irgendwie rauh, trotzdem glatt und auch schuppig.

Marga traute sich kaum, die Bettdecke anzuheben und nachzuschauen.

Sie mußte sich erst überwinden. Als sie es dann tat und die Hand sah, fuhr sie mit einem Schrei zurück.

Die Hand ihrer toten Tochter sah nicht mehr normal aus. Sie war zu einer grünen Klaue geworden…

***

Der Tod hat grüne Klauen!

Hatte Iris das nicht gesagt? Hatte sie nicht erst vor wenigen Minuten davon gesprochen? Die Gedanken fuhren im Kopf der Frau Karussell.

Ja, darüber hatte Iris geredet. Genau davon und von nichts anderem. Sie hatte den Tod gesehen, sie hatte mit ihm Kontakt gehabt, er war ihr begegnet in den heißen Fieberträumen. Sie sprach von einem Friedhof in Glora, wo die Hände zu Blumen geworden waren und umgekehrt.

Eine widerliche grüne Klaue hing über den Rand des Bettes. Margas Blick war starr. Gebannt schaute sie auf die Finger, die ihr wie grüne Würmer vorkamen, obwohl sie sich nicht bewegten, sondern ruhig nach unten hingen, wobei die Nägel zu Boden zeigten.

Schritt für Schritt wich Marga zurück. Dabei hob sie ihre Arme und preßte ihre Hände gegen die Wangen. Grauenhaft war das, was sie zu sehen bekam.

Aus der Toten war ein regelrechtes Monster geworden, wie es schlimmer kaum sein konnte.

Marga zitterte am gesamten Körper. Sie ging weiter zurück. In ihren Knien hatte sie ein flaues Gefühl, als sie mit dem Rücken gegen die Kante der offenstehenden Zimmertür stieß, erschrak sie und erwachte wie aus einem tiefen Traum.

Sie stierte auf Iris, die stumm und starr im Bett lag. Nichts rührte sich

bei ihr, das Grauen, der Tod, all das vereinigte sie in sich.

Plötzlich hielt Marga es nicht mehr aus. Ein gellender Schrei drang aus ihrem Mund. Sie warf sich herum, machte kehrt, verließ in wilder Panik das Zimmer und rannte fluchtartig die Treppe hinunter. In diesem Haus konnte sie nicht mehr länger bleiben. Auf keinen Fall wollte sie länger hier sein.

Nie im Leben.

Sie jagte weiter. Weit waren die Augen aufgerissen. In den Pupillen schimmerte die Panik. Niemand würde ihr helfen. Die anderen Mieter waren nicht da, und die Wohnung über ihr stand seit zehn Wochen leer.

Wohin?

Marga riß die Haustür auf und wankte in den Vorgarten. Regen, vermischt mit Schnee, traf ihr Gesicht. Die schweren, nassen Flocken klatschten auf ihre Haut, wo sie sofort unter der Körperwärme schmolzen.

Marga Dexter schaute nach links.

Dort sah sie einen hellen Schein. Er fiel aus einem der Fenster im Parterre.

Da wohnte jemand. Da waren Menschen. Ob sie ihr halfen?

Marga versuchte es. Sie brach durch den Vorgarten. Ihre Füße knickten die winterlich kahlen Pflanzen, dann hatte sie die Haustür erreicht, hob den Arm und fiel mit ihrem gesamten Körpergewicht gegen die alte, in der Wand eingelassene Klingel…

***

Es war urgemütlich, und ich freute mich, daß ich mir diesen Abend freigenommen hatte. Frei für eine Frau, die mich einlud und deren Einladung ich gerne gefolgt war.

Der letzte Fall lag ein paar Tage zurück. Er hatte Suko und mich nach Schottland geführt, wo wir dem Wald der Skelette einen Besuch abgestattet hatten, der uns fast das Leben gekostet hätte. [1]

Nicht nur Suko oder irgendein anderer Mensch hatte mich vor dem Tode bewahrt, sondern eine Wölfin. Ich war davon überzeugt, daß in dem Körper dieses Tieres die Seele der Nadine Berger steckte, einer ehemaligen Filmschauspielerin, die auf eine schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen war. Auch darüber wollte ich mit meiner Gastgeberin reden, denn wenn jemand Verständnis hatte, dann war sie es.

Vielleicht werden Sie schon erraten haben, Freunde, wo ich mich befand. Wenn nicht, will ich das Rätsel gern lüften. Ich saß mit Sarah Goldwyn, der Horror-Oma, zusammen.

Jawohl, sie hatte mich eingeladen, damit wir den Abend über mal in aller Ruhe über alles Mögliche reden konnten. Sarah Goldwyn war

eine außergewöhnliche Frau. Trotz ihres Alters, immerhin 70, nahm sie noch rege am Leben teil.

Und wie, muß ich dabei sagen, denn sie frönte einem extravaganten Hobby. Der Krimi und der Horrorliteratur. Eigentlich gab es in ihrem Haus nichts, was es nicht gab. Vor allen Dingen Bücherregale, die mit Literatur dieses Genres vollgestopft waren. Sämtliche Horror-Autoren der Welt waren hier vertreten, und die Regale wurden immer wieder aufgefüllt.

Seit es Video-Kassetten gab, sammelte Sarah Goldwyn auch die entsprechenden Filme.

Sie sah sich zuerst den Streifen im Kino an, und wenn er ihr gefiel, kaufte sie sich wenig später die Kassette.

Dreifache Witwe war sie, und jeder ihrer Männer hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, das sie zinsgünstig angelegt hatte. Allein von den Zinsen konnte sie ein sorgenfreies Leben führen. Das meiste Geld gab sie für wohltätige Zwecke aus. Sie stiftete für Behindertenheime, für Jugenddörfer und tat etwas für die Gefangenenhilfe, wobei sie auch den Abgeordneten auf die Nerven fiel, denn Sarah Goldwyn ließ nicht locker.

Wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann blieb sie auch am Ball.

Wir kannten uns jetzt schon länger und waren uns auf den ersten Blick sympathisch gewesen. Mit dieser Frau konnte man über alles reden. In den Gesprächen mit ihr profitierte ich von ihrer Lebenserfahrung. Zudem war ich gern in ihrem Haus. Es erinnerte mit seinen Möbeln immer an die Zeit des Jugendstils, war gemütlich, ohne kitschig zu wirken. Ich hatte mir auch schon den Speicher angesehen, den Sarah Goldwyn hatte umbauen lassen.

Dort befand sich jetzt ein weiteres Archiv. Die Regale waren der äußeren Form des Speichers angepaßt worden, und es gab noch viel freien Platz, den Sarah sicherlich innerhalb eines Jahres mit Büchern füllen würde.

Zum Essen hatte sie mich eingeladen, und ich muß gestehen, daß Sarah eine ausgezeichnete Köchin war. Sie kochte noch so wie früher, mit viel Fett und nahm dabei keine Rücksicht auf die Figur. Der Gänsebraten bei ihr war hervorragend gewesen, und ich hatte so viel gegessen, daß ich meinen Hosengürtel ein Loch weiter schieben mußte.

Jetzt saß ich im Wohnzimmer auf der Couch und prustete. Mrs. Goldwyn hörte ich in der Küche herumhantieren, das Geschirr klapperte, denn sie räumte ab.

Ich hatte einen Magenbitter vor mir stehen und rauchte eine Verdauungszigarette. Himmel, hatte der Gänsebraten geschmeckt, aber er war auch verdammt mächtig gewesen.

Mit zwei Fingern hob ich das Glas an. Der Magenbitter schimmerte dunkelbraun und besaß auch einen Stich ins Rötliche. Wie dem auch sei, er mußte getrunken werden, obwohl sein Geruch keine Wohltat für meine Nase war.

Ich hob das Glas an, schloß die Augen und öffnete den Mund. Dann kippte ich ihn in die Kehle und schluckte.

Teufel, war das ein Zeug. Ich schüttelte mich wie eine Katze, die aus dem Wasser kam und ihr Fell trocknen wollte. Das war ja direkt widerlich, das Zeug, aber es tat gut. Im Magen breitete es sich aus, erzeugte bei mir erst eine Gänsehaut, bevor das Gefühl besser wurde und ich leicht aufstoßen konnte.

»Was ist mit Ihnen, John?«

Ich hatte Lady Sarah nicht gesehen. Als ich den Kopf drehte, sah ich sie in der Tür stehen und lächeln. Sie trug ein Tablett, auf dem selbst gebackenes Weihnachtsgebäck lag. Ihr graues Haar hatte sie wie immer hochgesteckt, das Kleid war ebenfalls grau mit dunkelroten Streifen.

Mindestens vier Ketten baumelten um ihren Hals, und wenn sich Lady Sarah bewegte, dann klirrte der Modeschmuck aneinander. Echt waren die Dinger nämlich nicht, aber Mrs. Goldwyn hatte nun mal ein Faible für Ketten.

»Ich kann nicht mehr«, gab ich ehrlich zu und breitete die Arme aus.

»Aber mein Junge«, erwiderte sie vorwurfsvoll. »Sie sind noch jung. Ihnen darf so etwas nichts ausmachen. Als ich in ihrem Alter war, da konnte ich noch etwas vertragen. Was haben wir gespeist. In Paris, in Rom, in Wien, ja, das waren Zeiten. Ich sage es ja immer, die heutige Jugend ist verweichlicht.«

»Das ist so eine Sache«, antwortete ich. »Die heutige Jugend ist nicht verweichlicht, sie ist nur ein gutes Essen nicht mehr gewohnt. Schließlich gibt es die Hamburger-und Turnschuhgeneration.«

»Ja, das ist schlimm«, sagte Lady Sarah und setzte sich in Bewegung.

Das Tablett stellte sie auf dem Tisch ab. Ich beugte mich vor, um besser sehen zu können.

Da lagen richtige Köstlichkeiten. Weihnachtsgebäck, z. B. Zimtsterne, Mandelplätzchen, Spritzgebäck und Makronen. Der Duft zog mir in die Nase und vermischte sich mit dem des Tannengestecks, das auf dem Tisch stand und aus dem wie ein roter Pfahl eine Kerze ragte.

Schließlich waren es noch knapp drei Wochen bis zum Fest, und auch Lady Sarah hatte sich darauf eingerichtet.

»Greifen Sie zu, mein Junge, das Gepäck ist wirklich ausgezeichnet. Ich habe es nach alten Rezepten gebacken, die schon meine Großmutter im letzten Jahrhundert aufgeschrieben hat.« Um mir Appetit zu machen, nahm sie selbst ein Plätzchen und aß es so genußvoll, daß ich wieder Hunger bekam und ebenfalls zugriff.

Sie hatte nicht übertrieben. So gute Zimtsterne hatte ich noch nie gegessen. Dazu tranken wir Kaffee. Lady Sarah war zwar berühmt für ihren Tee, auch ihr Mokka konnte sich sehen lassen, aber heute gab's Kaffee.

Die Kerze brannte ruhig. In ihrem Lichtkreis saßen wir uns gegenüber.

Der alte Leuchter an der Decke erstrahlte nicht. Dafür brannten an der Tür zwei kleine Wandlampen, deren Licht sich allerdings mit dem Kerzenschein vertrug, weil es ihn nicht erreichte.

Ich machte die Beine lang und behielt die kleine Mokkatasse in der Hand. »Das nennt man gemütlich, nicht?« fragte ich.

Lady Sarah nickte. Sie saß in dem großen Ohrensessel und lächelte spitzbübisch. »Ich versuche immer, mein Haus zu einer kleinen Insel zu machen.«

»Das haben Sie geschafft.«

»Danke, John.« Sie nahm noch ein Plätzchen. »Und wie geht es sonst? Was machen die Fälle?«

Ich erzählte ihr, was ich in den letzten Wochen erlebt hatte. Sarah Goldwyn erinnerte mich an das Hotel zur dritten Hölle. Bei diesem Fall war sie der Stein des Anstoßes gewesen, denn das Hotel zur dritten Hölle hatte nicht nur im Film interessiert, sondern auch in Wirklichkeit.

Danach hatten wir den Mitternachts-Vampir getroffen. Auch davon berichtete ich Mrs. Goldwyn. Und kam auch auf Nadine Berger zu sprechen.

Lady Sarah nickte ernst. »Ja, das ist eine traurige Geschichte, mein Junge. Ich kann mir vorstellen, wie es in Ihnen aussieht. Ich kannte Nadine ja leider nicht, aber sie muß eine sehr nette und hübsche Frau gewesen sein.«

»Das war sie wirklich.«

»Und Sie sind sicher, daß sich ihre Seele im Körper eines Wolfs befindet?«

»Ja.« Ich stellte die Tasse ab. »Sie brauchen sich nur die Augen anzusehen, Lady Sarah, dann würden Sie mir recht geben. Zudem hat sie mir als Wolf das Leben gerettet. Ich habe bisher darüber nur mit Suko gesprochen, Jane Collins würde es zwar verstehen, aber manches Mal falsch reagieren, und dazu möchte ich es nicht kommen lassen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Natürlich, John. Ich hätte an Ihrer Stelle nicht anders gehandelt.«

»Selbstverständlich mache ich mir Sorgen«, spann ich den Faden weiter.

»Ich weiß nämlich nicht, was mit ihr geschehen ist. Wo sie sich aufhält, wo ihr Weg sie hinführt, ob sie überhaupt noch lebt oder erschossen wurde…«

Sarah Goldwyn winkte ab. »John, nicht so pessimistisch, bitte. Sie wird es schaffen.«

»Das ist schwer zu glauben. In England gibt es keine Wölfe. Wenn Sie entdeckt wird, dann erschießt man sie.«

»Sie machen sich Sorgen, John?«

»Natürlich.«

»Wenn ich Sie so höre, dann kann man annehmen, daß Sie die Wölfin gern bei sich hätten.«

Ich verzog das Gesicht und lehnte mich zurück. Es war eine schwierige Frage, auf die ich im ersten Moment keine Antwort wußte. Ja, ich hätte sie gern in meiner Nähe, wußte allerdings, daß so etwas nicht möglich war. Ich konnte keinen Wolf in meiner Apartmentwohnung halten. Das war aus Platzgründen einfach nicht möglich, und das sagte ich auch Lady Sarah.

»Es stimmt, John.«

»Und sehen Sie eine andere Möglichkeit?«

Über den Rand ihrer Tasse schaute sie mich an. Dann stellte sie das Gedeck weg, wobei sie sich bewegte und ihre Ketten aneinander schlugen. »Ich sehe da unter Umständen eine Lösung, mein Junge. Ich bin allein, und ich könnte die Wölfin zu mir nehmen. Natürlich nur, wenn sich kein anderer Platz findet, doch bevor sie irgendwo herumstromert und auch erschossen werden kann, wie Sie sehr richtig bemerkten, würde ich einen Versuch wagen.«

»Ein Wolf im Haus?«

Sie lächelte. »Kann man diese Wölfin mit einem normalen Tier überhaupt vergleichen?«

»Eigentlich nicht.«

»Sehen Sie, John, wenn man es aus dieser Perspektive betrachtet, sieht die Sache schon anders aus. Auf jeden Fall wäre es einen Versuch wert, wie ich meine.«

Ich mußte lächeln. »Sie reden schon, als wäre der Wolf bereits hier. Dabei weiß ich gar nicht, wo das Tier steckt.«

»Das geht natürlich nicht von heute auf morgen. Doch wie Sie mir den oder die Fälle erzählt haben, wird sich Nadine Berger in Gestalt des Wolfes sicherlich irgendwann melden. Darauf können Sie sich verlassen, mein Junge.«

»Gedacht habe ich ähnlich«, gab ich zu.

»Wo liegt dann das Problem?«

»In der Unterbringung.«

»Das müßten wir wirklich auf einen Versuch ankommen lassen, John. Ja, wir sollten es versuchen. Ich bin sicher, daß es klappt. Nadine Berger ist zwar äußerlich ein Tier, doch in ihr sitzt die Seele eines Menschen. Ich glaube nicht, daß sie wie ein normaler Wolf reagieren würde. Nadine kennt Sie, John, das habe ich Ihren Worten

entnommen, denn welcher Wolf sieht einen Menschen schon so an, wie Nadine Berger eben in dieser Gestalt?«

Da mußte ich meiner wesentlich älteren Freundin recht geben, schwächte allerdings trotzdem ab. »Noch ist alles Theorie, meine Liebe. Ich habe die Wölfin in der letzten Zeit nicht gesehen und weiß auch nicht, ob sie mir hier in London über den Weg laufen wird.«

»Aber es könnte sein, John.« Lady Sarahs Stimme klang beschwörend.

»Denken Sie immer daran, es könnte sein. Und wenn der Fall tatsächlich eintritt, wissen wir wenigstens, wie wir uns verhalten können.«

Ich mußte lächeln. Die alte Lady schaffte es tatsächlich, mich zu überreden. Meine innerliche Spannung wuchs. Sogar bis zu einem Punkt, wo ich es kaum erwarten konnte, daß Nadine Berger in der Gestalt eines Wolfes erschien. Immer wieder erinnerte ich mich an sie, sah ihr Bild vor meinen Augen und sah mich im Geiste wieder mit dem Kopf nach unten in einer Schlinge hängen. Das war genau die Lage gewesen, die sich Abrakim gewünscht hatte.

Er war gekommen, um mir den Kopf abzuschlagen, und plötzlich war Nadine aufgetaucht in der Gestalt der Wölfin. Sie hatte Abrakim angesprungen und den tödlichen Streich vereitelt.

Ich rieb über meine Stirn. Das war wirklich kaum zu fassen. Als ich die Hand zurückzog, war die Haut naß.

Lady Sarah bemerkte es. »Sie haben an etwas Schweres gedacht, John. Liege ich da richtig?«

»Ja.«

»Nehmen Sie es nicht so tragisch. Nun sind Sie erst einmal hier, John. Und vergessen Sie Ihre Horrorgestalten und die Arbeit.« Sarah Goldwyn wechselte das Thema. »Haben Sie übrigens schon Weihnachtsgeschenke gekauft?«

Mein Grinsen fiel gequält aus, denn gleichzeitig meldete sich das schlechte Gewissen.

»Ich sehe es Ihnen an, John. Sie haben noch kein einziges Geschenk besorgt. Stimmt's?«

»Genau«, gab ich zerknirscht zu.

Lady Sarah hob eine Hand und streckte dabei den Zeigefinger aus.

»Haben Sie sich überhaupt schon Gedanken darüber gemacht, was Sie eventuell schenken wollen?«

»Auch nicht.«

»Mein Junge.« Jetzt redete sie wie meine Mutter. »Das ist kein feiner Zug von Ihnen, ehrlich. Man schenkt Ihnen sicherlich auch etwas und macht sich Gedanken darüber.«

»Das stimmt. Aber ich hatte…«

Ein schrilles Geräusch. Aggressiv kam es mir in dieser Stimmung vor.

Es unterbrach unseren Dialog. Ich war mit meinen Gedanken ganz woanders und kam erst spät darauf, daß es die Klingel war, die angeschlagen hatte.

Lady Sarah legte beide Hände auf die Sessellehnen und stemmte sich hoch. »Es hat geschellt, John!«

»Das habe ich gehört.« Auch ich stand auf. »Allerdings frage ich mich wer das sein könnte?«

»Keine Ahnung. Um diese Zeit besucht mich normalerweise niemand. Oder es ist für Sie.« Die alte Dame verzog das Gesicht, weil es noch immer klingelte.

»Öffnen Sie schon«, sagte ich und blieb hinter der Horror-Oma, denn in meinem Beruf ist man immer mißtrauisch. Vor allen Dingen in Situationen wie dieser. Zudem hatte sich in diesem Haus einmal ein Werwolf versteckt.

Ich blieb einen Schritt hinter Lady Sarah. Bevor sie öffnete, mußte sie erst drei Riegel zur Seite schieben und einen Schlüssel zweimal herumdrehen.

Die Tür öffnete sich trotzdem nur einen Spalt. Von außen jedoch drückte jemand dagegen und Lady Sarah praktisch in die Diele hinein. Wir hörten eine weibliche Stimme, deren Flehen durch Schluchzen unterbrochen wurde.

»Bitte, machen Sie auf, bitte…« Lady Sarah öffnete.

Eine Frau wankte in den Flur, lehnte sich gegen die Wand und atmete heftig. Ihre Augen waren aufgerissen. Das Licht fiel auf ein leichenblasses Gesicht. Der Schweiß glänzte, als hätte man die Haut mit Öl eingerieben.

Etwas Schreckliches mußte dieser Frau widerfahren sein, das sah ich sofort.

Lady Sarah schaute mich an. Sie verstand die Frage, die in meinem Gesicht geschrieben stand. »Ja, John, ich kenne sie. Mrs. Dexter wohnt im Nebenhaus.« Dann trat sie einen Schritt vor und legte einen Arm um die verzweifelte Besucherin. »Beruhigen Sie sich doch, Mrs. Dexter. So schlimm kann es nicht sein.«

»Ist es aber«, schluchzte die Frau.

»Was ist denn passiert?«

»Sie…sie ist tot.«

»Wer ist tot?«

Mrs. Dexter hob den Kopf. Ihre Augen nahmen einen völlig anderen Ausdruck an. Sie blickten ins Leere, in unendliche Fernen, und ihre Lippen schienen sich unter Zwang zu bewegen. »Iris, Mrs. Goldwyn. Iris ist gestorben.«

»Nein!« Erschrecken zeichnete ihr Gesicht.

»Doch. Sie wissen ja, seit einigen Tagen geht das schon so. Iris verfiel immer mehr. Sie aß nichts, sie trank nichts, sie nahm nichts mehr zu

sich. Es war grauenhaft, wirklich.«

»Was sagte denn der Arzt?«

»Ich habe keinen Arzt geholt.«

»Nicht?«

»Nein.«

»Aber warum nicht? Wenn jemand krank darniederliegt, dann muß man einen Arzt holen.«

»Wir haben nie einen Arzt gebraucht, Mrs. Goldwyn.«

Lady Sarah warf mir einen verständnisvollen Blick zu. Auch ich mußte zugeben, daß ich so etwas noch nie gehört hatte. Das war sehr seltsam, fand ich.

»Wollen wir nicht zu Ihrer Tochter gehen?« fragte ich.

Mrs. Dexter schaute mich an. »Wenn Sie meinen, Mister.« Sie schluckte.

»Gehen Sie mit, Mrs. Goldwyn?«

»Natürlich, ich begleite Sie.« Sie wollte sich schon in Bewegung setzen, wurde jedoch aufgehalten, denn Marga Dexter sagte: »Da ist noch etwas, das Sie wissen sollten. Meine…meine Tochter hat sich verändert, seit sie tot ist. Ihre…ihre Hand hat sich verändert. Sie ist… sie ist auf einmal grün geworden!«

Wir schwiegen. Entweder hatte sich die Frau das nur eingebildet, oder es war tatsächlich passiert. Wenn sie aber recht hatte, dann hatte dieses Grünwerden der Hand bestimmt keine natürliche Ursache. Und so etwas konnte leicht ein Fall für mich werden.

Obwohl ich noch keine Beweise hatte, dachte ich so. Das macht eben der Beruf.

Auf jeden Fall war ich sehr gespannt.

***

Draußen klatschte uns der nasse Schnee ins Gesicht. Die Flocken waren dick und sehr schwer. Auf dem warmen Boden schmolzen sie sofort weg. Ich sah meinen Bentley am Straßenrand stehen. Die Scheiben hatten einen Belag bekommen, der mich an durchsichtigen Gelee erinnerte.

Der Einfachheit halber schritten wir quer durch den Vorgarten. Auch Mrs. Dexter hatte diesen Weg bereits genommen, und so erreichten wir nach wenigen Schritten das Haus, dessen Tür noch offenstand. Es war ähnlich gebaut wie das der Lady Sarah Goldwyn, nur wohnten hier drei Mietparteien.

»Wir müssen in den ersten Stock«, sagte die Horror-Oma und knipste das Licht an.

Mrs. Dexter ging vor. Die wesentlich jüngere Frau wurde dabei von der älteren gestützt.

Das Treppenhaus roch nach Bohnerwachs. Dunkel schimmerte das

Holz, die Geländerpfosten zeigten noch hervorragende Drechslerarbeit.

Auch die Wohnungstür hatte Mrs. Dexter nicht geschlossen. Sie blieb davor stehen und streckte den Arm aus. »Dahinter liegt sie. In ihrem Zimmer, im…im Bett.«

»Ist ja schon gut«, beruhigte Sarah Goldwyn die verzweifelte Frau. »Ist ja schon gut. Wir schauen jetzt nach.«

»Ich will nicht.«

Irgendwie konnte ich die Frau verstehen. Als ich Mrs. Goldwyns Nicken sah, ging ich vor. In der Diele brannte das Licht. Ich sah vier Türen. Zwei davon standen offen. Hinter einer lag die Küche, deshalb nahm ich mir die andere vor.

Auf der Schwelle blieb ich stehen. Wie Mrs. Dexter erzählt hatte, lag die Tote in ihrem Bett. Dabei sah das Mädchen aus, als würde es schlafen.

Obwohl ich noch relativ weit vom Bett entfernt stand, konnte ich erkennen, daß Iris nicht älter als siebzehn Jahre war. Eher noch jünger.

Sie hatte ein schmales Gesicht und dunkelblondes Haar, das halblang geschnitten war und sich zu beiden Seiten ihres Kopfes auf dem Kissen verteilt hatte.

Auf Zehenspitzen schritt ich näher, weil ich die Stille des Totenzimmers nicht unterbrechen wollte. Von ihren Händen sah ich nichts. Das Oberbett mußte sie verdecken.

Zwischen Bett und Wand gab es eine Lücke. Vielleicht ein Yard breit, man konnte hineingehen.

Ich blieb am Fußende des Bettes stehen. Meine Augen wurden groß, die Muskeln im Gesicht strafften sich, und meine Züge verkanteten. Jetzt sah ich die Hand, doch das Wort Hand war wohl falsch gewählt, denn was da über den Bettrand hing und hinter dem Gelenk begann, konnte man schon als Klaue bezeichnen.

Jawohl, es war eine Klaue!

Und die Beschreibung der Mrs. Dexter stimmte auch, denn die Klaue besaß eine giftgrüne Farbe. Zudem schimmerte sie und glänzte sogar.

Dafür trug das Licht die Verantwortung, daß auf die Hand fiel.

Unbeweglich hing sie am Gelenk, ein makabres Stück, das so gar nicht zu dem zarten Körper paßte.

Ich atmete tief ein.

Und ich wußte nun, daß dies kein normaler Fall war, sondern einer für mich, den Geisterjäger. Hier hatten finstere Mächte ihre Hände im Spiel, das stand fest.

Ich zweifelte auch daran, ob das Mädchen wirklich tot war. Vielleicht war sie eine Untote, ein Zombie. Mit allem mußte man schließlich rechnen.

Auf jeden Fall sah mir diese Sache hier verdammt gefährlich aus.

Ich setzte mich auf den Bettrand und holte mein Kreuz hervor. Wenn diese Hand wirklich einen dämonischen oder schwarzmagischen Ursprung besaß, dann würde sie auf mein Kreuz sicherlich reagieren.

Vielleicht sogar verdorren oder vertrocknen. Zeit durfte ich keine verlieren, denn aus dem Flur hörte ich bereits die Stimmen der beiden Frauen. Sie würden das Zimmer bald betreten.

Ich nahm das geheimnisvolle Kreuz in die rechte Hand und führte es vorsichtig an die gekrümmt hängenden Finger heran. Was würde geschehen?

Etwas zischte. Im gleichen Moment zuckte nicht nur die Hand, sondern auch der Arm. Er schlug hoch und fast hätten die Finger noch mein Gesicht gestreift, im letzten Augenblick nahm ich den Kopf zur Seite, so daß mich die Hand verfehlte. Neben mir klatschte sie auf das Oberbett - und war wieder normal.

Verdammt, das gab es doch nicht.

Gut daß mich niemand sah, denn ich mußte sehr dumm aus der Wäsche geschaut haben. Aber es blieb eine Tatsache. Die Hand des Mädchens war wieder völlig normal. Sie zeigte nicht einmal einen Hauch von einem grünen Schimmer.

Täuschung, Illusion?

Nein, Freunde, ich hatte mich nicht getäuscht. Die grüne Klaue hatte ich mit eigenen Augen gesehen. Daß sie nun wieder normal geworden war, dafür hatte ich noch keine Erklärung.

Sie hing natürlich mit dem Kreuz zusammen. Einzelheiten mußte ich erst noch herausfinden.

Die beiden Frauen betraten das Zimmer. Mrs. Dexter hatte den Kopf gesenkt. Sie weinte, und sie wollte ihre Tochter nicht anschauen. Das tat Lady Sarah.

Ich erhob mich von der Bettkante und blieb vor den Frauen stehen. Das Kreuz behielt ich dabei in der Hand.

Mein Achselzucken sagte erst einmal gar nichts, aber es veranlaßte Mrs. Goldwyn, doch einmal auf das Bett zu schauen, wo beide Hände zu sehen waren.

Normal!

Nichts erinnerte an eine grüne Klaue, und ich sah Lady Sarahs Gesichtsausdruck, der ein gewisses Nichtverstehen zeigte.

»Eine Lüge war es nicht«, sagte ich leise.

»Wieso?«

»Später.«

Marga Dexter hob den Kopf. Sie schaute mich aus tränenfeuchten Augen an, und ich las eine Frage darin.

Vor einer Antwort drückte ich mich nicht. »Schauen Sie selbst, Mrs. Dexter. Sehen Sie sich Ihre Tochter an. Da ist nichts. Ihre Hände sind

normal.«
»Wirklich?«
»Ja, treten Sie näher an das Bett, da können Sie alles viel besser erkennen.«
Das machte sie auch. Ihre Schritte waren unsicher, zögernd. Sie schien es nicht glauben zu können, und ich sah es um ihre Mundwinkel hektisch zucken.
Am Fußende blieb sie stehen. Ich hatte mich einen Schritt hinter ihr aufgebaut, Lady Sarah stand neben mir. Wir drei sahen das gleiche. Ein totes Mädchen mit völlig normalen Händen. Nichts zeigte eine andere Farbe oder war verunstaltet. Bewegungslos lag Iris in ihrem Bett.
Mrs. Dexter wischte sich über die Augen. »Aber das ist doch unmöglich«, flüsterte sie. »Ich habe selbst gesehen, daß…« Sie drehte den Kopf und schaute mich an.
Ich hob die Schultern.
»John, sagen Sie etwas!«
»Lady Sarah, ich kann es nicht. Sie sehen selbst, daß Iris völlig normal ist, wenn man dabei von einer Toten als normal sprechen kann.«
»Ja, aber…«
»Kein aber, Lady Sarah. Wirklich.«
Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. »Das begreife alles, wer will. Ich nicht.«
Da konnte ich sie gut verstehen. Ich selbst begriff es ja kaum, aber ich mußte mich nun mal mit den Tatsachen abfinden, und ich wollte auch nichts von dem verraten, was mir widerfahren war. Auf keinen Fall sollte eine der Frauen schon jetzt da hineingezogen werden.
Steif und langsam drehte sich Mrs. Dexter um. Sie stand vor mir, und wir schauten uns ins Gesicht. »Ich verstehe es nicht, Mister. Ich verstehe es wirklich nicht. Dabei hat doch alles…« Sie sprach nicht mehr weiter, sondern warf sich in meine Arme.
Ich fing die Frau auf und legte beide Arme um sie. Es war eine völlig normale Reaktion. Auch daß ich mein Kreuz dabei noch in der Rechten trug, war für mich zwar nicht normal, doch ich dachte mir nichts dabei.
Bis sich die Frau in meinen Armen aufbäumte. Unwillkürlich verstärkte ich den Druck der Hände, spürte plötzlich keinen Widerstand mehr, dafür Wärme an meiner rechten Hand und hörte ein grauenhaftes Röcheln, das aus dem Mund der Frau drang.
Hastig sprang ich zurück, hielt Marga Dexter aber noch fest.
Ich hörte Lady Sarah stöhnen, und auch mich traf der Anblick wie ein Hammerschlag.
Mrs. Marga Dexter löste sich vor unseren Augen auf!

***

Sie bot ein Bild des Schreckens!

Für einen Moment schloß ich die Augen, weil ich den Anblick noch nicht verkraften konnte.

Ihr Gesicht zerfiel. Die Haut verlappte, wurde spröde dabei, trocken und zu einem staubigen Etwas. Gleichzeitig trockneten die Augen aus, aus ihnen entstanden Kugeln, die ebenfalls zerbröselten, so daß aus den leeren Höhlen Staub rieselte, der in einer langen Fahne zu Boden fiel und nicht weniger wurde, weil auch die Gesichtshaut nur noch aus braungrauem Staub bestand, der sich zwischen mir und der Frau zu einem kleinen Hügel ansammelte.

Die Beine gaben nach, und ich glaubte sogar, das Splittern eines Knochens zu hören.

Danach fiel Marga Dexter zusammen. Sie wollte sich mit den Händen aufstützen, ein Reflex wahrscheinlich, bekam die Handflächen auch auf den Boden, da bestanden sie bereits nur noch aus hellen Knochen, die schon bald spröde und porös wurden und als pulvrige Schicht auf dem Teppich liegenblieben.

Lautlos fielen die Kleider ineinander. Es raschelte nicht einmal.

Stille…

Das Grauen hatte zugeschlagen. Lady Sarah und ich machten es für die Stille verantwortlich. Wir waren doppelt geschockt worden. Erst das tote Mädchen, jetzt diese Frau, die unter meinen Händen zerfallen war. Und dafür mußte es einen Grund geben.

Das Kreuz!

Genau, mein Kreuz. Ich hatte Marga Dexter zufällig mit meinem Kreuz berührt. Nichtsahnend, weil ich sie für eine normale Frau gehalten hatte, aber war sie das wirklich?

Nein, auf keinen Fall. Wenn jemand so reagiert, dann ist er nicht mehr normal, dann ist er kein Mensch, sondern ein verfluchter Schwarzblütler.

So mußte es gewesen sein.

Für mich gab es keine andere Erklärung und auch für Sarah Goldwyn nicht, denn sie sagte: »John, mein Junge, das war kein Mensch.« Ihre Stimme zitterte. Dieses letzte, schaurige Ereignis hatte sie doch stärker mitgenommen, als es ihr im ersten Augenblick anzusehen gewesen war.

Was sollte ich sagen? Ich sah das tote Mädchen in seinem Bett liegen, dachte an die grüne Klaue und mir kam der Gedanke, daß sie gar nicht tot war.

»War das Mädchen normal?« hörte ich Lady Sarah fragen.

»Nein, es hatte wirklich eine giftgrüne Hand. Ihre Mutter täuschte sich nicht.«

»Und?«

Ich berichtete Mrs. Goldwyn, wie die Hand auf die Berührung mit meinem Kreuz reagiert hatte.

»Sie verschwand?«

»Ja.«

»Das verstehe ich nicht, John.«

»Ich auch nicht.« Das Mädchen interessierte mich jetzt, denn ich wollte mit ihm noch einen Versuch wagen.

Ich trat wieder seitlich an das Bett, nahm mein Kreuz und legte es auf ihre Stirn. Würde sie reagieren?

Das Silber schimmerte auf ihrer bleichen Haut wie ein Belag. Aber es tat sich nichts. Keine Reaktion wie bei ihrer Mutter. Iris blieb völlig normal.

Ich ging wieder zu Lady Sarah. Sie hatte sich bereits an die Tür gestellt, ein Zeichen, daß sie nicht länger in diesem Raum bleiben wollte, was ich nur zu gut verstehen konnte. Auch hatte ihr Gesicht wieder ein wenig Farbe bekommen, für mich ein Zeichen, daß sie den ersten Schock verdaut hatte.

Ich nahm den Schlüssel aus den zusammengefalteten Kleidungsstücken und steckte ihn ein. »Kommen Sie, Lady Sarah. Hier hält uns nichts mehr. Wir werden uns woanders unterhalten.«

»Ja, ja, natürlich.«

Schweigend schritten wir die Treppe hinab. Lady Sarah umklammerte mit ihrer rechten Hand das Geländer. Hin und wieder schüttelte sie den Kopf. Unten im Flur sagte sie: »Da wohnt man nun jahrelang Haus an Haus. Und was weiß man von seinen Nachbarn? Nichts, höchstens den Namen. Das muß man ändern.«

»Ein Zeichen der Zeit«, erwiderte ich und öffnete die Haustür. Der Flockenwirbel hatte sich verdichtet. Mein parkender Wagen war kaum noch zu erkennen.

Da Lady Sarah nur ihr Kleid trug, hängte ich ihr mein Jackett über. In ihrer Wohnung nahm ich es wieder zurück. Mrs. Goldwyn trat an einen Schrank, öffnete die Tür und holte eine Flasche hervor sowie zwei Gläser.

»Einen guten Whisky könnten wir jetzt beide vertragen oder nicht?« fragte sie.

»Das glaube ich auch.«

Sie schenkte ein. Ihre Hände zitterten dabei. So etwas kannte ich kaum an ihr.

Langsam tranken wir. Lady Sarah hatte wieder in ihrem Sessel platz genommen und den Kopf zurück an die Lehne gelegt. Sie schaute gegen die Decke.

Ich sprach die Horror-Oma an. »Was wissen Sie über die Familie Dexter?«

»Kaum etwas, John. Die Frau lebte mit ihrer Tochter allein. Sie war

Witwe. Ihr Mann kam durch einen völlig normalen Verkehrsunfall ums Leben. Es waren ruhige Leute, sie fielen kaum auf. Allerdings waren sie in den Ferien immer weg.«

»Und wo?«

»Sie blieben auf der Insel. In Wales verbrachten sie die Wochen. Dort müssen, soviel mir bekannt ist, noch einige Verwandte der Dexters leben.«

»Kennen Sie den Ort?«

»Ja. Mrs. Dexter hatte ihn mir vorhin gesagt, als wir die Treppe hoch schritten.«

»Wie das?«

»Sie sprach über ihre Tochter und davon, daß sie gern in Glora begraben werden wollte. Dort soll es einen interessanten Friedhof geben mit Blumen, die sogar im Winter blühen, aber, in Wirklichkeit grüne Hände sind.«

»Das hat sie gesagt?«

»Und nicht nur sie, John. Das Mädchen hat es ihr kurz vor seinem Tod erzählt.«

Interessant. Plötzlich hatte ich eine Verbindung. Die Spur führte also nach Wales und einen Ort namens Glora. Gehört hatte ich den Namen noch nie, aber wer kennt schon alle Dörfer seines Landes?

»Und Iris wollte dort auf diesem seltsamen Friedhof gern begraben werden?«

»So sagte sie.«

»Warum?«

Lady Sarah stellte ihr leeres Glas weg. »Ich weiß es auch nicht, mein Junge. Fragen können wir nicht mehr. Das müssen Sie schon selbst herausbekommen.«

»Ja, natürlich.« Ich antwortete Gedanken versunken, denn dieser geheimnisvolle Friedhof gab mir jetzt schon Rätsel auf. Was würde ich dort finden?

»Haben Sie einen Atlas?« erkundigte ich mich.

»Natürlich, sogar eine gute Karte von Wales.« Lady Sarah deutete auf das Unterteil eines schwarzen Schranks. »Dort können Sie alles finden, John.«

»Danke.« Die Karte hatte ich nach zwei Handgriffen. Und auch einen Atlas. Ich suchte nach dem Ort Glora, fand ihn aber nicht. Weder auf der Karte, noch auf dem Atlas. »Seltsam, hier gibt es keinen Ort oder ein Dorf namens Glora.«

Die Horror-Oma runzelte die Stirn. »Ich glaube nicht, daß Iris gelogen hat.«

»Nein, nein, aber…«

»Vielleicht trägt er jetzt einen anderen Namen.«

Ich nickte. »Das ist gut möglich. Nur müßte man da anderes Material

heraussuchen.«

Mrs. Goldwyn winkte ab. »Kein Problem, John. Ich habe alles hier. Allerdings müßten wir noch einmal zum Speicher hoch.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht?«

»Nein, mir sicherlich nicht. Ich bin doch selbst gespannt, wie sich dieser Fall entwickelt.«

Da hatte sie nicht gelogen. Ich kannte die Horror-Oma gut genug. Nicht umsonst hatte sie diesen Spitznamen bekommen.

Sie schritt vor mir die Treppe hoch und atmete kaum schneller, als wir auf dem Speicher standen und sie in den neuen Regalen herumsuchte.

Deckenleuchten gaben genügend Licht.

»Ja, wo hab ich's denn?« murmelte die Horror-Oma, und ihre Ketten klirrten bei jeder Bewegung. »Aha, da ist es.« Sie drehte sich und trug einen verstaubten Atlas auf beiden Händen.

Ich nahm ihn der Horror-Oma vorsichtig ab.

»Legen Sie ihn auf den Tisch, John.«

Lady Sarah hatte einen alten Tisch und einen Stuhl auf den Speicher gestellt. Auf dem Tisch stand auch eine Lampe. Ich knipste sie an und öffnete in ihrem Licht den Atlas.

Er stammte noch aus den Anfängen unseres Jahrhunderts. Wie ich wußte, war Lady Sarah Goldwyn eine begeisterte Besucherin von Flohmärkten und Antiquitätenläden. Dort konnte sie stundenlang herumstöbern und fand auch immer interessante Dinge.

Wie diesen Atlas.

Er war kein normales geographisches Nachschlagewerk, sondern beschäftigte sich mit der Ausbreitung von Volksstämmen und Rassen.

Die Macher dieses Buches hatten sich dabei von alten Überlieferungen leiten lassen und Orte in Gegenden gesetzt, die zwar noch heute existierten, doch die Ortsnamen waren längst in Vergessenheit geraten.

So sah ich auf der blaugrau gezeichneten Wasserfläche, die die Nordsee darstellen sollte, zahlreiche Punkte und auch größere Flecken, die auf versunkene Städte hinwiesen. Inseln, die irgendwann untergegangen waren.

Manche dieser Inseln existierten nur in der Sage oder Legende, aber in diesem Atlas waren sie eingezeichnet.

Und ich fand den Ort namens Glora.

Er lag in der Nähe von Llanon, einem kleinen Dorf, dessen Name in die Neuzeit übernommen worden war.

»Dicht an der Küste«, murmelte ich und klappte den Atlas wieder zu.

»Ob es Glora überhaupt wirklich gibt?«

»Das weiß man bei diesem Atlas nie. Dort ist sogar Atlantis eingezeichnet.«

»Wo?«
»Im Atlantik.«
Ich schüttelte den Kopf. »Nach neuesten Forschungen soll dies ja nicht stimmen. Atlantis muß im Mittelmeer gelegen haben.«
Lady Sarah lächelte. »Sie waren doch da, John.«[2]
»O Gott, da hatte ich etwas anderes zu tun, als zu fragen, wo Atlantis nun liegt. Schließlich stand der Kontinent bei meinem Besuch dicht vor dem Untergang.«
»Auf jeden Fall wissen wir jetzt, wo wir diesen Ort finden können«, sagte Mrs. Goldwyn bestimmt.
Ich verzog das Gesicht. »Wieso wir?«
»Nun, ich werde mit nach Glora fahren. Schließlich bin ich von Beginn an dabei gewesen.«
Heftig schüttelte ich den Kopf. »Das kommt nicht in Frage, Mrs. Goldwyn. Sie haben gesehen, wie die Frau unter meinen Händen zu Staub wurde. Soll Ihnen das gleiche geschehen?«
»Bin ich eine Dämonin?«
»Nein, das nicht«, erwiderte ich ergeben. »Aber…«
»Kein aber, mein Junge. Ich fahre mit. Und wenn Sie sich kratzbürstig anstellen, macht das gar nichts, dann nehme ich eben den Zug oder den Bus, da habe ich ja Erfahrung und..«
»Hören Sie auf«, rief ich. »Hören Sie auf! Nur nicht den Bus.« Ich dachte dabei an eine Busfahrt, wo als Passagiere plötzlich Zombies eingestiegen waren und Mrs. Goldwyn ein grauenvolles Abenteuer erlebt hatte.
»Dann nehmen Sie mich also mit, John?«
»Bleibt mir etwas anderes übrig?«
»Im Prinzip nicht. Außerdem soll man einer Lady keinen Wunsch abschlagen, mein Junge.«
Ich verdrehte die Augen. »Sie haben mal wieder des Pudels Kern getroffen.«
Die Horror-Oma blinzelte verschmitzt. »So muß das auch sein, mein Lieber…«

***

Noch in der Nacht wurde die Tote untersucht. Und zwar von den Spezialisten des Yard.
Nach zwei mir unendlich lang erscheinenden Stunden schüttelte der zuständige Doc den Kopf. »Tut mir leid, Sinclair, wie ich es Ihnen schon vorher sagte. Da ist alles okay.«
»Was heißt das genau?«
Der Arzt zog mit zwei Fingern seine Gesichtsfalten nach und entledigte sich seiner Handschuhe. Er warf die dünnen, durchsichtigen Dinger in einen Papierkorb. Dann ließ er sich auf einen Schemel

fallen, der einigermaßen im Schatten stand und nicht von der grellen Lampe unter der Decke erreicht wurde, die nur die zu untersuchende Leiche anleuchtete.

»Tod durch Herzschwäche. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Das Herz hat plötzlich aufgehört zu schlagen. Das findet man oft. Schauen Sie sich mal die Todesanzeigen an.«

Ich schüttelte den Kopf. »Trotzdem, Doc…«

»Nichts Übersinnliches dabei. Ein rein medizinischer Fall. Keiner für einen Geisterjäger.«

»Und die Hand?«

»Welche?«

»Die rechte.«

»Auch normal. Keinerlei Veränderungen der Haut oder des Gewebes. Sie sitzen auf dem falschen Dampfer. Fahren Sie nach Hause und hauen Sie sich aufs Ohr. Mein Dienst endet leider erst um sechs Uhr früh. Bis dahin muß ich noch durchmachen.«

Ich nickte. »All right, Doc. Dann veranlassen Sie alles für eine Überführung.«

»Wieso?«

»Es entsprach dem letzten Wunsch der Toten, daß sie in Wales beerdigt wird.«

»Und wer übernimmt die Kosten. Wir hatten da mal einen Fall…«

»Das regle ich.«

»Wie Sie meinen.«

Ich verabschiedete mich von dem Arzt und gondelte nach Hause.

Mitternacht war vorbei, so daß ich durch ein relativ ruhiges London fuhr.

Mit meinen Gedanken war ich nur bei dem neuen Fall. Ich ahnte jetzt schon, daß mehr dahintersteckte.

Ziemlich müde erreichte ich die Tiefgarage, stellte den Bentley auf dem gewohnten Platz ab, fuhr nach oben und haute mich auf die Matratze.

Ich schlief fest und traumlos. Daß ich von einem Fall träumte, geschah höchst selten. Wäre noch schöner, wenn mich auch nachts die Monster nicht in Ruhe ließen.

Als sich der Wecker meldete, fühlte ich mich irgendwie kaputt. Nur schwer kam ich aus dem Bett, doch nach einer Dusche fühlte ich mich wieder wohler.

Zum Frühstück brühte ich mir einen Pulverkaffee auf, aß zwei Scheiben Brot und hatte die Krümel noch auf der Lippe kleben, als Suko bereits schellte.

Wir fuhren gemeinsam zur Arbeitsstelle.

Ich klemmte mir die Zeitung unter den Arm und verließ meine Wohnung.

Suko grinste mich an.
»Was ist?« fragte ich ziemlich bissig.
»Hast du durchgemacht?«
»Nein.«
»Mir scheint doch, daß Sarah Goldwyn dich schwer hergenommen hat. War ihr Essen so gut?«
»Noch besser. Vor allen Dingen der Nachtisch.«
Suko bekam die Antwort in den falschen Hals und pfiff durch die Zähne.
»War sie blond, braun, schwarz…«
»Dunkelblond und tot.«
Sofort wurde der Chinese ernst. »Ein Fall?«
»Leider.«
Auf der Fahrt durch den allmorgendlichen Verkehr berichtete ich ihm von meinen Erlebnissen. Der Chinese hörte genau zu. Ich ging erst gar nicht in mein Büro, sondern schneite sofort bei Superintendent Sir James Powell herein. Der zog sich soeben seinen grauen, gefütterten Mantel aus.
»Sie?«
»Ja, Sir, ich habe da einiges zu besprechen.«
»Gut, nehmen Sie Platz.« Der Alte hatte heute gute Laune. Ich berichtete, was mir widerfahren war.
»Und Sie wollen natürlich nach Glora fahren?«
»Klar.«
Sir James nickte ein paarmal. »All right, nehmen Sie Suko mit?«
»Möchte ich gern.«
»Einverstanden. Schauen Sie mal zu, was Sie da alles herausbekommen. Ich hoffe, der Fall wird geklärt.«
»Das hoffe ich auch, Sir.«
Ich schaute erst gar nicht die Morgenpost durch und ließ auch direkt meinen Mantel an. Glenda war inzwischen erschienen.
»Und was ist mit meinem Kaffee?« rief sie. »Habe ich den jetzt umsonst gekocht?«
»Leider.«
Glenda schmollte. »Ihnen koche ich keinen Kaffee mehr. Sie können demnächst die Automatenbrühe trinken. Dann werden Sie so etwas wie heute nicht noch einmal machen.«
Das hatte ich nun davon. Aber wie heißt es so schön? Es allen recht zu machen, vor allen Dingen den Frauen, das ist ein Ding der Unmöglichkeit.

***

Tim Shriver verzog sein breites Nußknackergesicht und schimpfte. »Mist verdammter, ausgerechnet nach Wales.«

Sein Kollege, Alan Moore hob nur die Schultern, ohne von der Sexzeitschrift aufzuschauen. »Was willst du? Ist doch egal, wo die Tote in die Erde kommt. Und ich kann mich daran erinnern, daß dir die weiten Fahrten früher gefallen haben.«

»Ja, früher. Da war auch kein Winter.«

»Noch haben wir keinen Schnee. Im Radio haben sie gesagt, daß es wärmer werden soll. Und jetzt laß mich in Ruhe.«

»Du mit deinen Scheiß-Pornos.« Alan kicherte. »Besser als ‘ne Zeitung.«

Die beiden Männer fuhren den Leichenwagen. Sie waren bei einem privaten Bestattungsunternehmen angestellt und brauchten um ihren Arbeitsplatz keine Angst zu haben, denn gestorben wurde immer. Zudem hatte ihr Arbeitgeber noch einen Vorteil auf seiner Seite. Er fuhr für Scotland Yard.

Das zählte, denn von dieser Polizeiorganisation fiel so manch fetter Happen ab.

Wie auch heute.

Bis nach Wales mußten die beiden Männer die Leiche des jungen Mädchens schaffen. In ein Kaff, das Glora hieß und dicht an der Küste lag. Eine Gegend, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagten. Shriver und Moore waren Engländer, keine Waliser. Sie mochten die Typen nicht, die so ernst und verschlossen waren, außerdem das Königreich ablehnten und sich in einer eigenen Sprache unterhielten.

Nein, Wales war nichts für sie. Da lobten die beiden sich eine anständige Fuhre innerhalb Londons, statt bei diesem Mistwetter einige Hundert Meilen zu fahren.

Sie waren schon in der Nacht losgegondelt. Immer in Richtung Westen, wie die Pioniere vor 200 Jahren in den USA. In Gloucester hatten sie sich zum erstenmal abgelöst. Durch die Black Mountains fuhr dann wieder Tim Shriver, und als sie Wales erreichten, der Schneefall in den Bergen hatte zum Glück nachgelassen, saß Alan Moore wieder hinter dem Steuer des Mercedes.

»Hier heißen die Städte und Dörfer ja ganz anders«, beschwerte sich Tim Shriver. Er hatte auf seinen Knien eine Autokarte liegen und schüttelte nur den Kopf.

»Alles gälisch.«

»Mist.«

»Stehen denn da nicht zwei Namen?« fragte Moore. »Der englische und der gälische?«

»Auf der Karte ja.«

»Was willst du denn dann?«

»Aber nicht auf den Wegweisern. Da sehe ich nur die komischen Namen, die man nicht aussprechen kann. Die anderen Namen, falls sie vorhanden waren, sind von irgendwelchen Nationalisten und

Fanatikern überpinselt worden.«
»Hier darfst du kein Englisch sprechen. Zudem klappen sie abends noch die Bürgersteige hoch. Und wundere dich nicht, wenn die Waliser durch die Fenster in ihre Häuser steigen.«
»Wieso das?«
»Weil Weihnachten vor der Tür steht.«
Tim Shriver verzog das Gesicht. Für die Späße hatte er heute nicht viel übrig.
Der Himmel war bedeckt. Grau und unendlich spannte er sich wie ein riesiges Tuch von einem Horizont zum anderen. Die Sonne war inzwischen aufgegangen. Aber sie schaffte es nicht, daß Grau zu durchdringen. Es blieb trüb und auch windig. Zum Glück regnete es nicht mehr. Wie ein gewellter Teppich lag das Hügelland vor den beiden Männern. Sie waren von der Hauptstraße abgebogen. Auf Nebenstrecken, so sagte es zumindest die Karte, konnten sie ihr Ziel besser erreichen.
Glora hieß der Ort.
Weder Shriver noch Moore hatten je gehört, daß es ein Kaff mit diesem Namen gab.
Wieder fuhren sie durch eines der typischen Waliser Dörfer. Häuser mit Gras-oder Rieddächern, breite Straßen, Hecken, ein Ort, in dem die Zeit stehengeblieben war.
An einer Haltestelle stand nicht nur der Bus, sondern auch Fahrgäste.
Als die älteren den Leichenwagen sahen, bekreuzigten sie sich. Die Männer sahen es mit Verwunderung.
»Hier sitzt der Aberglaube noch verdammt tief«, meinte Tim Shriver.
»Glaubst du denn auch an Geister?«
»Ich?« Das Wort klang erstaunt. »Wäre ich sonst bei einem Beerdigungsunternehmer beschäftigt?«
»Stimmt auch wieder.«
»Wie heißt denn das nächste Kaff?« fragte Tim Shriver.
»Kann ich nicht aussprechen.«
»Okay. Und das danach?«
»Müßte Glora sein. Aber da in der Nähe liegt ein Ort, der heißt Llanon.«
»Da wollen wir ja nicht hin.«
»Du gönnst mir auch gar nichts«, maulte Alan Moore.
Die Straße lief nicht schnurgerade, sondern schlug Kurven. Manche waren wirklich sehr eng, und die beiden Männer kamen sich vor, als würden sie eine Paßfahrt unternehmen.
»Hier hätte man die Scheißstraße auch geradeaus bauen können«, beschwerte sich Moore und kurbelte wie ein Wilder am Lenkrad, um den Mercedes herumzubekommen.
Auf der Ladefläche polterte etwas. Das war der Sarg. Die Männer

hatten ihn nicht festgeschraubt.

»Jetzt wird die Leiche besoffen«, grinste Shriver.

»Sprich nicht so despektierlich. Sag mir lieber, wo wir was zu essen kriegen. Ich habe Kohldampf.«

»Im nächsten Ort.«

»Nicht vorher?«

»Wird wohl kaum eine Hamburger-Bude hier in der Gegend stehen. Aber du kannst ja eine eröffnen.«

»Ja, mit drei Gästen im Jahr.«

»Aber wenn welche kommen, die haben Hunger.«

»Unsinn.«

Bald lag wieder ein gerades Teilstück der Straße vor ihnen. Ein roter Punkt erschien in der Ferne und wurde schnell größer. Es war einer der Busse, die zwischen den abgelegenen Dörfern verkehrten und die einzige Verbindung darstellten.

Da die Fahrbahn schmal war, mußten die beiden Männer mit dem Leichenwagen hart links ran.

»Verdammt«, fluchte Shriver, »der hat sich seinen Führerschein vom Versandhaus schicken lassen. Fast hätte er uns noch den Rückspiegel abrasiert.«

»Du bist eben in Wales.«

Mehr brauchte Alan nicht zu sagen. Hier war alles anders, und die beiden Männer ärgerten sich mal wieder über ihre Fuhre, die sie fast quer durch England führte.

Der Mercedes lief ruhig. Obwohl er ein Diesel war, hörten sie kaum ein Motorengeräusch. Nach einer zehnminütigen Fahrt erreichten sie eine Kreuzung.

»Da steht ein Wegweiser!« rief Shriver.

Alan fuhr langsamer. Sein Kollege hatte recht. Beide konnten den Namen Glora lesen.

»Endlich ein Lichtblick!« stöhnte Shriver und fuhr nach links, wo sich eine Senke öffnete. Sie war ziemlich groß, mit viel Buschwerk bewachsen, und der Grasteppich dazwischen schimmerte grünlichbraun.

Erlen und Weiden standen wie vereinzelte Denkmäler. Sie ließen ihre Zweige traurig nach unten hängen, als würden sie sich auch über den Winter ärgern.

Plötzlich zuckte Alan Moore zusammen. Sein Kollege bemerkte dies. Er wandte kurz den Kopf und fragte: »Hast du was?«

»Ja, da hat etwas gepoltert.«

»Wo?«

Moore deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Hinter uns.«

»Im Sarg?«

»Genau.«

»Seit wann leben Leichen?« erkundigte sich Tim Shriver grinsend.
»Keine Ahnung. Du kannst sie ja mal fragen.«
»Scherzkeks.«
Sie verringerten die Geschwindigkeit und lauschten beide, ob sich das Geräusch wiederholte.
In der Tat hörten sie wieder das Poltern.
Der Wagen hielt. Ängstlich waren beide Männer nicht. Sie hatten in ihrem Leben schon zu viele Tote gesehen, das Poltern mußte eine andere Ursache haben. Vielleicht war etwas mit dem Wagen, und da wollten sie sicherheitshalber nachschauen, denn in dieser Einöde liegenzubleiben, war mehr als bescheiden.
Sie öffneten die hintere Klappe und schauten auf die Ladefläche.
Vor ihnen stand der einfache Fichtensarg. Das hellbraune Holz schimmerte.
»Bleib du mal draußen«, sagte Alan Moore und kletterte auf die Ladefläche.
Zwischen der Wand und dem Sarg war noch soviel Platz, daß er sich hineinquetschen konnte. Moore beugte seinen Kopf vor und legte das Ohr an das Holz.
»Alles ruhig«, meldete er.
»Dann komm wieder.«
»Okay.« Alan Moore rutschte nach vorn und kletterte aus dem Fahrzeug.
Als er neben seinem Kollegen stand, hob er die Schultern. »Ist schon komisch.«
»Du hast doch Schiß.« Shriver griff bereits zur Klappe, um sie zu schließen. Er hatte den Griff noch in der Hand, als sie abermals das Geräusch vernahmen.
Dumpfe Schläge.
Sie drangen aus dem geschlossenen Sarg, und es hörte sich an, als würde jemand von unten gegen den Deckel hauen.
Beide Männer schauten sich an, und bei beiden entstand eine Gänsehaut. Sie schluckten. Zungen fuhren über rissige Lippen. Shriver öffnete den Mund, wollte etwas sagen, bekam jedoch keinen Ton aus der Kehle.
Dafür redete Moore. Auch seine Stimme hatte er zu einem Flüstern gesenkt. »Die…die ist gar nicht tot…«
»Sondern?«
»Scheintot, Tim. Verdammt, die ist scheintot.«
Das Wort schwebte für eine Weile zwischen ihnen.
Keiner der Männer sprach. Bis Alan Moore das Schweigen mit einer Frage unterbrach. »Und was sollen wir machen?«
»Nachschauen!«
Moore nickte. »Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.« Er

schluckte. Wohl war ihm bei der Sache nicht. Jetzt arbeiteten er und Shriver schon über zehn Jahre für den Beerdigungsunternehmer. Nie war etwas passiert, und jetzt das hier.

Sie transportierten eine Scheintote!

Daß es auch noch andere Erklärungen gab, daran wagten sie gar nicht zu denken.

»Was können wir denn tun?« Shriver war ganz durcheinander.

Auch Moore hatte keine sonderliche Lust, den Sarg zu öffnen.

»Weiterfahren«, erwiderte er schließlich. »Wir liefern ihn ab und tun so, als wäre nichts geschehen.«

»Hast du kein schlechtes Gewissen?«

»Ach, Unsinn.« Alan winkte ab. »Wir sind eben bei so einer Sache überfordert.«

»Sicher…«

Moore faßte seinen Kollegen am Arm und zog Tim herum. »Komm, laß uns verschwinden. Bis nach Glora können es höchstens ein paar Meilen sein. Mehr nicht.«

Sie drehten sich um.

Und beide blieben, wie vor eine Wand gelaufen, stehen, denn ihren Augen bot sich ein seltsames Bild.

Vor ihnen am Straßenrand hockten wie in einer Reihe aufgestellt Hunderte von Krähen. Sie saßen so, daß ihre Vorderseiten zur Fahrbahn hin zeigten, und sie schauten die beiden Männer aus ihren kleinen Augen kalt an…

***

Tim und Alan waren sprachlos. Sie starrten die Vögel an, und die Vögel starrten sie an.

Shriver fing sich als erster. »Verstehst du das, Alan?« fragte er flüsternd.

Moore schüttelte nur den Kopf.

»Was machen wir denn jetzt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Alan. »Ist wahrscheinlich am besten, wenn wir vorsichtig zum Fahrerhaus gehen und abhauen.«

»Meinst du denn, sie würden uns angreifen?«

»Sicher. Oder hast du den Film ›Die Vögel‹ nicht gesehen?«

»Aber das war ein Film.«

»Und dies hier ist die verdammte Wirklichkeit. Ich habe immer daran gedacht, daß so etwas wie im Film mal Wirklichkeit werden könnte. Jetzt haben wir den Salat. Komm, sonst denken sie noch…« Seine weiteren Worte gingen in einem unverständlichen Gemurmel unter.

Die beiden Männer schlichen an ihrem Wagen entlang und bewegten sich auf Zehenspitzen in Richtung Fahrerhaus. Dabei wagten sie nicht einmal zu atmen, so groß war ihre Angst. Sie lag ihnen in den Mägen

wie ein dicker Klumpen.

Die Vögel blieben hocken. Nur ihre Köpfe bewegten sich, und sie verfolgten die Männer, die an dem Leichenwagen entlang schlichen. Die Augen waren kalt. Sie wirkten wie kleine Murmeln in den Köpfen der Tiere.

Manchmal plusterte sich auch eine Krähe auf, doch sie ließen die Menschen in Ruhe und griffen sie nicht an.

Alan Moore hatte die noch etwas besseren Nerven. Er klemmte sich auch hinter das Lenkrad. Sacht zogen beide die Türen zu, sie wollten die lauernden Vögel auf keinen Fall erschrecken.

Moores Hand zitterte trotzdem, als sie sich dem steckenden Zündschlüssel näherte und ihn herumdrehte.

Der Motor sprang mit einem Vortuckern an und lief dann rund.

»Erster Gang«, flüsterte Shriver. Er schaute aus dem Fenster und ließ die Vögel nicht aus den Augen.

Moore startete mit einem Ruck. So etwas kam bei ihm sonst nicht vor, hier zeugte es von seiner großen Nervosität.

Der Leichenwagen rollte an.

»Fahr nicht zu schnell!« hauchte Tim Shriver. »Diese Vögel könnten es falsch verstehen.«

Moore wußte genau, was er zu tun hatte. Langsam rollte der Wagen weiter.

Die Vögel blieben sitzen. Stumm, doch irgendwie drohend, wie kleine, pechschwarze Wächter aus einer anderen Welt oder Zeit. Der Mercedes rollte die Reihe der Tiere ab, und als sie zu Ende war, atmeten beide Männer auf.

Naß glänzten ihre Gesichter. Die Angst hatte ihnen den Schweiß aus den Poren getrieben.

»Meine Güte, das war ein Ding«, murmelte Shriver. »Was hier alles möglich ist.«

»Ja, Wales ist eben anders.«

Shriver war mit dieser Antwort nicht einverstanden. »Nein, Alan, das hat mit dem Land hier nichts zu tun. Bei diesen Vögeln handelt es sich um ein anderes Phänomen.«

»Bist du sicher?«

»Und wie.«

Alan Moore hob die Schultern. Er schaltete dabei in den dritten Gang, um schneller zu fahren. Natürlich ließ er Innen-und Rückspiegel nicht aus den Augen.

Da sah er es.

Die Vögel blieben nicht länger am Straßenrand hocken. Wie eine gewaltige schwarze Wolke stiegen sie in die Luft. Ein Meer von gefiederten kleinen Tieren, die sich von dem Grau des Himmels deutlich abhoben. Eine quirlende, sich bewegende Wolke, flatternd

und sich jetzt auseinanderziehend zu einem immensen Rechteck.

»Mensch, Tim, die Vögel!«

»Was ist mit ihnen?«

»Sie kommen.«

Tim Shriver hatte den Satz kaum ausgesprochen, als die Raben und Krähen schon da waren.

Plötzlich stand die Wand vor ihnen. Über der Straße und auch rechts und links von ihr flatterten sie. Ihr Krächzen und Schreien übertönte sogar noch das Geräusch des Motors, und die Gesichter der Vögel waren auf den Wagen gerichtet.

»Die wollen was von uns!« hauchte Shriver. »Verdammt, Alan, fahr. Gib Gas, Mensch!«

Das tat Moore auch. Er drückte auf das Pedal, trat es weit nach unten, und der Mercedes tat einen regelrechten Sprung nach vorn. Er wurde katapultiert.

Mitten hinein in den Pulk der schwarzen Vögel, die sich gerade hatten fallen lassen.

Shriver schrie auf.

Moore preßte die Lippen zusammen. Ein Alptraum wurde wahr. Wie in dem Film »Die Vögel«. Er hörte das häßliche Klatschen, mit dem die Körper gegen die Karosserie schlugen, Reifen zermalmten einen kleinen Teil der Tiere, aber es gab noch genügend andere, die sich auf das Fahrzeug stürzten.

Plötzlich sahen die beiden Männer nichts mehr. Die Tiere befanden sich vor der breiten Frontscheibe und verdunkelten jegliche Sicht. Weder Shriver noch Moore konnten etwas erkennen. Unter den Schlägen der anfliegenden Vögel zitterte das Glas. Es würde nicht mehr lange dauern, dann zerbarst die Scheibe.

Moore sah die Straße nicht mehr.

Die Vögel klammerten sich jetzt überall fest. Sie hockten auch an den Seitenscheiben, waren auf dem Dach, auf der Kühlerschnauze, und so kam es, wie es kommen mußte.

Alan Moore verriß das Lenkrad. Er konnte nicht mehr auf der Straße bleiben. Das linke Vorderrad rumpelte zuerst in den Graben. Der Mercedes bekam einen heftigen Stoß, wurde durchgeschüttelt, die Federung ächzte und stöhnte, etwas schlug hart unter die Bodenwanne und kratzte dann daran entlang.

Ein sattes Platzen.

Die Frontscheibe zerbarst in tausend Teile. Splitter wirbelten den beiden Männern entgegen. Sie reagierten instinktiv und rissen ihre Arme hoch, um die Gesichter zu schützen. Moore ließ das Lenkrad los, seine Füße rutschten von den Pedalen, der Mercedes rumpelte noch ein Stück weiter, wurde hochgeschleudert, weil ihm Unebenheiten im Boden zu schaffen machten, drehte sich, fuhr immer noch und bohrte

sich dann mit der Schnauze in einen Erdhügel.

Das geschah innerhalb von drei Sekunden. Eine Zeitspanne, die auch die Vögel nutzten.

Sie drangen in das Fahrerhaus.

»Raus!« brüllte Moore noch. Ihm gelang es tatsächlich, die Tür aufzustoßen. Der Mann hatte die wahnwitzige Hoffnung, den gefährlichen Tieren entfliehen zu können.

Sein Kollege schaffte es nicht mehr. Tim Shriver blieb auf seinem Sitz hocken. Zuerst starr, doch als er den Schnabelhieb im Gesicht spürte und seine Wange aufgerissen wurde, da drehte er durch, begann zu schreien und um sich zu schlagen. Seine Finger öffneten und schlossen sich. Er bekam auch einen Vogel zu packen, schleuderte ihn nach vorn, einen zweiten, dritten wehrte er noch ab, dann spürte er die harten Schnabelhiebe auf seinem Kopf und das erste Blut, das aus den Wunden quoll. Es rann in die Haare, fand seinen Weg und lief in langen Streifen über das Gesicht des Mannes.

Er kippte zur Seite.

Seine Augen waren aufgerissen. Über sich sah er eine flatternde, wirbelnde, krächzende Masse, die ihn töten wollte. Zehn, zwölf dieser Raben oder Krähen befanden sich um ihn herum. Sie hackten und schlugen, zielten nach seinen Augen, und er spürte einen scharfen Schmerz unter der Braue. Blut rann aus den Augen.

Die Vögel kannten kein Pardon. Mit ihren messerscharfen Schnäbeln hackten und hieben sie zu. Systematisch brachten sie Tim Shriver einem furchtbaren Tod näher.

Er schrie und weinte, wehrte sich noch immer. Die Übermacht war einfach zu groß.

Aus zahlreichen Wunden blutend fiel Tim Shriver nach vorn und sank zusammen.

Er spürte nichts mehr, und irgendwann hörte auch sein Herz auf zu schlagen.

Alan Moore hatte noch Hoffnung gehabt. Er war aus dem Wagen gefallen und weich gelandet. Sofort rollte er sich herum und kam auf die Beine. In seiner Verzweiflung wollte er den Tieren davonlaufen und dachte nicht mehr daran, daß die Vögel viel schneller waren als er und er eigentlich chancenlos war.

Alan rannte.

Der Untergrund war feucht. Er erinnerte schon an den nicht weit entfernt liegenden Sumpf. Zudem war er rutschig, denn das Gras zeigte die Nässe der Nacht.

Moore hatte keine Chance. Auch wenn es im ersten Augenblick so aussah, denn die Vögel kümmerten sich nicht um ihn. Sie umflatterten den Wagen, drangen durch die zerstörte Frontscheibe in das Innere und hackten auch jetzt gegen die aus undurchsichtigem Glas

bestehenden Seitenscheiben der Ladefläche. Ihre spitzen Schnäbel wirkten wie kleine Messer oder winzige Stemmeisen.

Das Glas bot nur einen bedingten Widerstand, dann brach es, und die Vögel drangen in den Wagen. Zuerst flogen sie auf die Ladefläche, wo sie sich auf den Sarg hockten und mit ihren spitzen Schnäbeln damit begannen, das Holz zu zerstören.

Sie wollten es zerhacken, und da das Fichtenholz sehr dünn und nicht eben widerstandsfähig war, schafften sie es auch.

Alan Moore stolperte weiter. Er rannte so schnell wie es der Untergrund erlaubte. Manchmal rutschte er auch aus, dann ruderte er mit den Armen, um sein Gleichgewicht zu finden.

Noch hörte er nicht das Flattern der Flügel, sondern nur seinen eigenen keuchenden Atem.

Dann warf er einen Blick über die Schulter, und seine Augen in dem geröteten Gesicht weiteten sich entsetzt.

Die Raben und Krähen dachten überhaupt nicht daran, ihn entkommen zu lassen. Sie hatten bisher nur mit ihm gespielt, das merkte er sehr deutlich, denn zahlreiche Tiere formierten sich zu einem regelrechten Angriffskeil, der in seiner Form an die Windschnittigkeit eines Phantom-Düsenjägers erinnerte.

Der Pfeil raste heran.

Plötzlich vernahm Man Moore nur noch das Rauschen über seinem Kopf. Er hörte das Schlagen der Flügel, schaute zurück und bemerkte mit Entsetzen, daß die dunkle Masse der Vögel bereits über ihm war.

Er schrie gellend.

Im nächsten Augenblick stürzten sie sich auf ihn. Das geschah mit so einer Wucht, daß es den Mann zu Boden trieb. Er spürte noch den Aufprall, stieß sich den Kopf an einen herumliegenden Stein, und dann hörte er nur noch das schrille Krächzen und das Flattern der Flügel, als die Vögel ihn wie eine gewaltige Woge überschwemmten.

Auch er wehrte sich. Mit dem linken Arm schlug er um sich, den rechten hatte er angewinkelt und gegen sein Gesicht gepreßt. Es nutzte nichts.

Die Vögel fanden immer ihren Weg. Sie waren eiskalt und irgendwie berechnend. Eine nicht erklärbare Kraft leitete sie in ihrer Mord-und Zerstörungswut.

Die Schreie des Mannes wurden leiser und verstummten schließlich völlig.

Alan Moore starb…

Abermals hatten die gefährlichen Vögel ein Opfer gefunden. Sie krächzten triumphierend und stiegen als Schwarm in die Höhe. Einige blieben neben Alan liegen. Im seinem wahnwitzigen Todeskampf hatte er sie noch gekillt.

Inzwischen war die »Arbeit« der übrigen Vögel weiter fortgeschritten.

Sie hockten auf dem Sarg. Ihre spitzen Schnäbel hackten in das Holz, rissen lange Späne hervor und schufen so Löcher, die sie von Sekunde zu Sekunde vergrößerten, so daß ein Raum entstand, der bereits die Größe einer Hand besaß.

Und eine Hand schob sich hervor.

Eine grüne, schuppige Klaue. Größer als die normale Hand eines Menschen und mit langen Fingernägeln versehen, die ebenso glänzten wie die seltsame Haut. Nur wesentlich heller, als bestünden sie aus erstarrtem Gelee.

Die Hand bewegte sich.

Zuerst das Gelenk, dann jedoch übertrug sich die Bewegung auf jeden einzelnen Finger, der sich nach vorn krümmte, danach wieder gerade wurde und ausschließlich das gleiche Spiel von vorn begann. Es schien, als wollte die Tote die Gelenkigkeit ihrer Hand ausprobieren.

Die Vögel wichen zurück, als sie die Hand sahen. Sie hatten einen Teil ihres Zieles erreicht. Wild umflatterten sie den Sarg, behinderten sich gegenseitig und ließen sich dann auf dem Deckel nieder, um mit ihrer Arbeit fortzufahren.

Sie wollten es der Leiche so bequem wie möglich machen, den Sarg zu verlassen.

Die Vögel befanden sich in einer regelrechten Raserei. Jetzt, wo die beiden Menschen nicht mehr existierten, konnten sie sich ganz ihrer neuen Aufgabe hingeben. Sie hackten und zerstörten den Fichtensarg.

Späne flogen, regelrechte Fetzen wurden aus dem Deckel gehauen.

Wild schlugen die Tiere mit den Flügeln um sich, sie krächzen und schrien sogar manchmal, als wollten sie sich gegenseitig antreiben.

Immer größer wurde das Loch im Sargdeckel. Durch die Fenster strömten weitere Vögel, eine schwarze, flatternde Masse. Schreiend, krächzend, einfach nicht aufzuhalten. Als wäre der Sarg ein Futterplatz, so warfen sie sich auf ihn.

Es dauerte vielleicht eine Viertelstunde, da hatte es die geballte Macht der schwarzen Vögel geschafft. Der Deckel war so weit zerstört, daß die Leiche den Sarg verlassen konnte.

Eine Tote stand auf.

Iris Dexter, ein sechzehnjähriges Mädchen, erhob sich aus dem dunklen Gefängnis. Mit der rechten grünen Klauenhand drosch sie zu und fetzte ein paar Holzsplitter aus der Seitenwand. Daß dies beim ersten Schlag schon geschehen konnte, bewies, welch eine Kraft in dieser grünen Hand steckte.

Iris verließ den Sarg.

Ihre Bewegungen waren längst nicht so wie zu Lebzeiten. Sie wirkten hölzern, steif und ungelenk. Als bestünden ihre Gelenke aus eingerosteten Scharnieren.

Sie stolperte auch über den Sargrand und fiel nach vorn. Dabei

durchstieß ihr Kopf auch das scheibenlose Fenster, wo nur noch die Splitter im Rahmen hingen. Ein scharfkantiger Splitter drang unter dem Kinn in die Haut ein, riß dort eine Wunde, aus der dickes Blut sickerte, das wie Sirup aussah und langsam als schmaler Streifen am Schlüsselbein herab lief, bevor es im Kragen des Leichenhemds versickerte.

Als Iris fiel, flatterten die Vögel zurück, blieben aber in der Nähe und zogen vor dem Leichenwagen ihre Kreise.

Iris kletterte aus dem Fahrzeug. Daneben blieb sie stehen und warf den Kopf in den Nacken. Ihr Blick war stumpf und leer. Er schien in unendliche Fernen zu gehen. Dann ging ein regelrechter Ruck durch ihre Gestalt. Der Arm mit der grünen Klaue fuhr in die Höhe, sank dann nach unten und blieb in einer waagerechten Haltung ruhen, wobei der Zeigefinger weiter nach vorn deutete und auf ein bestimmtes Ziel gerichtet war.

Abgehackt drangen die folgenden Worte aus dem Mund der lebenden Leiche.

»Glora ich komme…«

***

Detlev Menningmann kam aus Deutschland. Er war im Ruhrgebiet aufgewachsen, und schon in seiner Kindheit hatte er sich aus den Stadtbüchereien Literatur über Wales besorgt.

Dieses Land reizte und faszinierte ihn. Auch später, als Jugendlicher, ließ ihn Wales nicht los, und er war sicher, daß er sich irgendwann einmal den großen Traum erfüllen würde, um Wales einen Besuch abzustatten.

Detlev konnte man als Träumer bezeichnen. Nach seiner Schulzeit wollte er keine handwerkliche Lehre beginnen, sondern entschied sich für den Beruf des Malers und Grafikers. Vor allen Dingen hatte es ihm das Malen angetan. In der Freizeit hockte er vor seiner Staffelei und malte. Herrliche Bilder, vor allen Dingen Portraits und Landschaften. Sie zogen ihn immer wieder in ihren Bann. Als der kleine Betrieb, bei dem er beschäftigt war, Konkurs anmeldete, hatte Detlev zum Glück soviel gespart, daß er sich mindestens ein halbes Jahr über Wasser halten konnte, wenn er sparsam lebte.

Und er konnte sich endlich seinen lang ersehnten Jugendtraum erfüllen.

Eine Reise in das geheimnisvolle Land Wales. Wo die alten Kulturen noch »lebten«, wo man sich Geschichten von Geistern, Zwergen, Nachtmahren und Elfen erzählte, wo die Menschen eine fremde Sprache redeten und die Vergangenheit den Wanderer auf Schritt und Tritt begegnete. Jeder Stein, jede Ruine schien noch von dem alten Druidenzauber umflort zu sein, denn die Druiden, die Zauberpriester

der Kelten, spielten in allen Sagen und Legenden eine dominierende Rolle.

Sie waren die eigentlichen Könige dieses Landes, und es gab nicht einen Hügel oder einen Wald, der nicht seine eigene Geschichte besaß.

Das wußte auch Detlev. Er hatte sich fast alles an Literatur gekauft, was es über Wales gab. Er hatte stundenlang gelesen, sich die Landschaft dann vorgestellt und sie auf seine Leinwand gebracht. So entstanden die ersten Bilder über Wales. Doch als er das Land in Wirklichkeit sah, da wurden seine gezeichneten Erwartungen weit übertroffen.

Ein herrlicher Flecken Erde. Unendlich schien es in seiner Weite zu sein.

Hier und da ein kleines Dorf, dazwischen Wälder, weite, leere Weiden, wo hin und wieder Schafe standen und dann diese großartigen, alten Burgen, deren graue Gemäuer das Bild des Landes so eindrucksvoll prägten.

Detlev Menningmann durchwanderte Wales. In den ersten Tagen hatte er Schwierigkeiten bekommen. Die Einwohner gaben sich zurückhaltend bis verschlossen. Als sie jedoch merkten, wie sehr sich Detlef für sie und ihr Leben interessierte und es auch auf Leinwand festhalten wollte, da änderten sie ihre Meinung. Der 22-jährige, blonde, hoch aufgeschossene, etwas schlaksig wirkende Mann fand überall neue und auch gute Freunde.

Er wurde eingeladen, und die Geschichten, von denen er bisher nur gelesen hatte, erzählte man ihm nun an langen Abenden bei Brandy und Rum, denn er hatte sich inzwischen auch an die Sprache gewöhnt.

Detlev war glücklich.

Tagsüber wanderte er. Längst hatte er sich daran gewöhnt, die Staffelei auf seinem Rücken zu tragen, und irgendwie gehörte er bereits zu Wales, denn man kannte ihn in zahlreichen Dörfern. Wenn er erschien, wurde er gegrüßt, bekam zu essen und zu trinken. Nicht selten verschenkte er dann ein von ihm gemaltes Bild als Dank für die Mühe, die sich die Menschen mit ihm gaben.

Nach drei Monaten erreichte er eine Gegend, die schon ziemlich nahe an der Küste lag.

Hier spürte er den Wind des Meeres und die rauhe, leicht salzige Luft, die Detlev tief in seine Lungen einatmete, wenn er am frühen Morgen schon unterwegs war.

Er hatte aber auch von einer geheimnisvollen Geisterstadt gehört, die hier existieren sollte.

Glora, hieß sie.

Eine Stadt, die verflucht war und irgendwann untergegangen sein sollte.

Aber es gab bestimmte Tage im Jahr, da erschien sie wieder und

erwachte zu geisterhaftem Leben.
Untote sollten sich hier aufhalten, ein geheimnisvoller Friedhof, ein altes Gemäuer, das waren die Wahrzeichen von Glora.
Die Stadt lag in einer Senke, wo der Boden leicht sumpfig war, denn das große Moor befand sich im Westen. Ein gewaltiges Gebiet, in das sich Detlev nicht hineingetraut hatte und vor dem er auch gewarnt worden war.
Gegen Mittag hatte er die Senke erreicht. Es war ein trüber Tag. Grau der Himmel, vom Meer her brachte der Wind die Kälte mit, und das hohe Gras beugte sich vor ihm, als würde ein gewaltiger Kamm darüber streichen.
Detlev trug außer seiner Staffelei noch einen Melkhocker bei sich. Ein einfacher Sitzplatz für ihn, wenn er malte. Er suchte sich einen relativ windgeschützten Platz aus, baute seine Staffelei auf und nahm Platz.
Was wollte er malen?
Eigentlich diese geheimnisvolle Geisterstadt, doch sie war nicht zu sehen. Die Menschen hatten so eindrucksvoll und plastisch davon berichtet, daß Detlev an die Existenz dieser Stadt glaubte. Er war fest davon überzeugt.
Er nahm sich vor, zuerst den Hintergrund zu malen. Wenn sich etwas ergab, dann wollte er die Stadt davor setzen. So hatte er es oft gehalten, und die Technik beherrschte er auch.
Sehr genau suchte Detlev sich die Farben aus. Da war erst einmal das satte Grün, das er nehmen wollte, allerdings mußte er es mit einem Braunton mischen, um die naturgetreue Färbung des winterlichen Grases zu bekommen. Auf einem Blatt, das er mit einem Stein beschwert hatte, damit es nicht davonflog, probierte er die Mischung und nickte zufrieden. Er hatte bereits beim ersten Anlauf die richtige Farbkomposition getroffen.
Unter sechs Pinseln konnte er wählen. Der Maler nahm den dicksten, feuchtete ihn an und begann zu zeichnen. Von nun an versank um ihn herum die Welt. Er fühlte sich als Teil eines Ganzen. Hineinintegriert in die herrliche walisische Kultur, die ihm immer wieder die Kraft gab, seine Bilder so zu malen, wie er es sich vorstellte. Detlev Menningmann merkte überhaupt nicht, wie die Zeit verging. Nur hin und wieder hob er seinen Kopf, damit der Blick über die Weite des Landes streifen konnte.
Bis zum Horizont glitt er, wo sich Himmel und Land trafen.
Plötzlich wurden seine Augen schmal. Er hatte etwas entdeckt, was zwar in die Landschaft hineinpaßte, aber trotzdem aus dem Rahmen fiel.
Einen gewaltigen Vogelschwarm!
Das waren Krähen oder Raben, die sich versammelt hatten und hoch

in der Luft in Formation flogen.
Augenblicklich fielen Detlev wieder die Worte eines alten Bauern ein, der nicht weit von hier sein Gehöft besaß.
»Wenn du die Raben siehst, dann denke an die Toten aus der Geisterstadt. Denn in den Vögeln leben die Seelen der getöteten Menschen weiter…«
So die Worte des Alten…
Unwillkürlich fror der junge Maler. Hing das Auftauchen der Raben vielleicht mit der Rückkehr der geheimnisvollen Geisterstadt zusammen?
Er holte tief Luft und schloß für einen Moment die Augen. Dann zog er den Kopf ein, so daß seine Nackenhaare vom Innenfell der Parkajacke aufgestellt wurden.
Ein wenig mulmig war ihm schon zumute…
Die Hand mit dem Pinsel ließ Detlef sinken, und er schaute den schwarzen Vögeln nach, wie sie in der Keilformation dicht unter den grauen Wolken flogen und sich ihm dabei näherten.
Ein seltsames Gefühl überkam den jungen Maler. Es waren nicht nur die Worte des Bauern, sondern auch das gesamte Umfeld hatte sich verändert. War es nicht kälter geworden? Normalerweise eine völlig einleuchtende Sache im Frühwinter, aber diese Kälte hier, die brachte nicht der Wind mit.
Sie schien aus dem Boden zu kriechen, langsam, schleichend, aber zielstrebig.
Detlev stand hastig auf. So hastig, daß er fast seinen Hocker umgeworfen hätte.
Die Vögel waren jetzt da. Sie standen über ihm wie eine schwarze, fast undurchsichtige Wand, und der Maler hatte für einen winzigen Augenblick das Gefühl, die Vögel würden sich auf ihn stürzen. Er glaubte auch, daß sich ihre Augen bewegten und nur auf ihn schauten, wie er verloren in der Weite des Landes vor seiner Staffelei stand.
Dann waren sie vorbei.
Wie ein Spuk, so schnell, so unheimlich. Zurück blieb Detlev Menningmann. Ein junger Maler, dessen drückendes Gefühl trotzdem nicht von ihm gewichen war.
Da war etwas, da bahnte sich etwas an, dessen war er sicher. Zwar nicht genau an dieser Stelle, wo er stand, das fühlte er, aber ganz in der Nähe mußte etwas Schreckliches passiert sein.
Detlevs Blick flackerte. Er rollte mit den Augen und knabberte an seiner Unterlippe. Was sollte er tun? Wenn eine Gefahr in der Nähe lauerte, dann würde sie vielleicht auch zu ihm kommen, denn er selbst bezeichnete sich als einen Fixpunkt. Er würde die Gefahr anziehen..
Nein, er wollte hin!
Er gab sich einen innerlichen Ruck. Vielleicht war die Geisterstadt

schon längst erschienen, unter Umständen lag sie hinter dem Gebüschgürtel, der den jungen Maler bisher von der Straße getrennt hatte, die weit entfernt als graues Band die Gegend durchschnitt.

Detlev faßte sich ein Herz. Nicht eine Sekunde länger blieb er stehen. Er mußte weiter.

Gutes Schuhwerk besaß er. Dem rauhen Cordstoff seiner Hose machte es nichts aus, wenn hin und wieder sperrige Zweige danach griffen, er war für diese Landschaft und für seine Exkursionen genau richtig angezogen.

Seine Sohlen knickten das winterlich braungrüne Gras. Manchmal schmatzte Wasser in den von ihm hinterlassenen Trittstellen, und einmal übersprang er einen schmalen Bach, dessen Wasser dunkel schimmerte und über kleine Steine schäumte.

Es war für den Maler nicht einfach, den Gebüschgürtel zu durchqueren.

Schließlich hatte er es geschafft, besaß jetzt einen freien Blick und hielt unwillkürlich den Atem an.

Auf der Fläche, die mit gürtelhohen Sträuchern, Gras und Gebüsch bedeckt war, bewegte sich eine Gestalt.

Ein Mensch.

Detlev schaute genauer hin. Was hatte ein Mensch in dieser Einöde zu suchen, wenn er nicht zu den Einheimischen zählte und irgendeiner Aufgabe nachging?

Die schmale Gestalt zählte wahrlich nicht zu den Einwohnern, das konnte sich Detlef kaum vorstellen.

Es war auch kein Mann, der da über das Grasschritt, sondern eine Frau.

Selbst aus dieser Entfernung erkannte Detlev, daß es sich bei ihr um ein Mädchen handelte. Jung noch, aber kein Kind mehr.

Seltsam war auch die Kleidung dieses Mädchens. Es trug ein langes weißes Hemd, das ihr bis zu den Knöcheln reichte und sehr dünn war.

Viel zu dünn für diese Kälte.

Zudem bewegte sich das Mädchen sehr seltsam. Es ging nicht wie ein normaler Mensch, sondern erinnerte an eine Puppe, die jemand aufgezogen hatte.

»Die holt sich bei dieser Kälte noch den Tod«, flüsterte Detlev Menningmann. Er wollte sie ansprechen, rufen, aus irgendeinem für ihn selbst nicht erklärbaren Grunde schreckte er davor zurück und ließ das Mädchen laufen.

Er selbst suchte sogar noch Deckung hinter den Zweigen einer sperrigen Weide. Gebannt blieb er dort hocken und beobachtete den weiteren Weg des Mädchens.

Sie mußte an seinem Versteck vorbei schreiten. Dabei schaute sie nicht nach rechts und auch nicht nach links. Detlev kam es so vor, als

würde sie von einer Schnur gezogen.

Was war das nur?

Wie kam dieses junge Mädchen überhaupt in die Gegend? Und dann in der Kleidung?

Die Linie, auf der die Unbekannte Detlev passierte, lief schräg an ihm vorbei. Die Entfernung blieb allerdings nicht gleich, sie schmolz zusammen und Detlev zog sich tiefer in seine Deckung zurück, um nicht doch noch gesehen zu werden.

Da fiel ihm etwas auf.

Am Hals des Mädchen schimmerte ein roter Fleck. Er war deshalb so gut zu sehen, weil er sich in seiner Farbe von der Haut und dem weißen Gewand abhob.

Rot wie Blut..

Als Detlev sein kleines Fernglas aus der Tasche zog, es gegen die Augen preßte und genauer nachschaute, da sah er es sehr deutlich.

Ohne Zweifel, das war Blut.

Und es war aus einer Wunde gesickert, die irgendein Gegenstand in den Hals des Mädchens gerissen haben mußte. Aus der Wunde rann noch ein roter Streifen und versickerte im weißen Hemd der einsamen Wanderin.

Wie eine Tote, dachte Detlev. Himmel, sie sieht wie eine Tote aus. Er erinnerte sich an eine ehemalige Kollegin, die sehr jung noch gestorben war.

Hatte sie als Tote nicht ähnlich ausgesehen?

Über den Rücken des Malers rann ein Schauer, und Detlev Menningmann drückte sich selbst die Daumen, daß die Unbekannte ihn nicht sah.

Nein, sie schritt vorbei.

Hölzern, monoton - aber zielstrebig.

Der junge Maler schaute ihr so lange nach, bis sie nicht mehr zu sehen war. Dann erst traute er sich aus seinem Versteck. Er blickte in die andere Richtung. Woher war dieses Mädchen gekommen? Sie konnte doch nicht aus der Luft erschienen sein?

Er nahm auch den Feldstecher zu Hilfe und sah einen großen, dunklen Gegenstand. Er lag da und bewegte sich nicht.

Den Umrissen nach zu urteilen, könnte es ein Fahrzeug sein, dachte Detlev. Wenn dies zutraf, war das Mädchen vielleicht aus diesem Fahrzeug gekommen. Wie es schien, befand sich der Wagen auch nicht mehr auf der Straße, sondern lag auf freiem Feld, neben der Fahrbahn.

Dann war es doch ein Unfall.

Detlev Menningmann gehörte nicht zu den Menschen, die wegrannten, wenn irgendwo etwas geschehen war. Er wollte helfen, und so schnell er konnte setzte er sich in Bewegung. Es dauerte trotzdem seine Zeit, bis er den Wagen deutlicher sah.

Der war tatsächlich von der Fahrbahn abgekommen und hatte sich mit der Schnauze in einen Erdwall gebohrt. Soviel Detlev erkennen konnte, regte sich bei dem Fahrzeug nichts. Der Maler schritt weiter, ohne dabei sein Ziel aus den Augen zu lassen. Er schaute auch nicht nach unten auf seine Füße, und deshalb stolperte er über den Toten.

Fast wäre Detlev noch selbst gefallen, konnte sich fangen, sprang über die Leiche hinweg, blieb stehen und drehte sich um.

Das Entsetzen ließ sein Blut fast zu Eis werden.

Vor ihm lag ein Mann. Das konnte Detlev gerade noch erkennen.

Ansonsten war dieser Körper schlimmer zugerichtet als mancher Verkehrstote, den er gesehen hatte. Wer das getan hatte, wußte er nicht, aber es sah aus, als hätten sich Geier über den Toten gestürzt, wie er es mal in einem Kulturfilm aus Südamerika gesehen hatte.

Geier gab es hier nicht.

Dafür Krähen und Raben.

Detlev Menningmann zog instinktiv die richtigen Schlüsse. Und als er daran dachte, daß die Vögel mit ihm das gleiche hätten machen können, bekam er noch nachträglich wacklige Knie.

Hier bahnte sich etwas Schreckliches, Grauenvolles an, und er befand sich im Zentrum.

Wieder warf er einen Blick auf den Wagen. Den Toten konnte und wollte er nicht mehr ansehen.

Erst jetzt kam ihm zu Bewußtsein, daß es sich bei dem Fahrzeug zwar um einen normalen Wagen handelte, dennoch um einen speziellen.

Es war ein Leichenwagen!

Schwarz lackiert, mit normalerweise grauen Milchglasscheiben, die allerdings jetzt durch den Unfall zersplittert waren, denn sie lagen als Reste um den Leichenwagen verteilt.

Detlev wischte über seine Stirn. Er ging weiter, und seine Knie zitterten.

Er war darauf gefaßt, ebenfalls ein schreckliches Bild zu sehen und hatte sich nicht getäuscht.

Als er neben dem Führerhaus stand und einen Blick hineinwarf, erblickte er den zweiten Mann.

Hastig wandte sich der junge Maler ab. Die Bestien hatten ein grausames Werk verrichtet.

Bleich im Gesicht blieb er neben dem Fahrzeug stehen und atmete erst einmal tief durch. Ein leichtes Schwindelgefühl hatte ihn übermannt, das Blut rauschte in seinem Kopf, und er mußte erst einige Male durchatmen, bevor es ihm besserging. Die Hälfte des Wagens hatte er inzwischen untersucht. Blieb noch der Laderaum. Auch ihn wollte sich der junge Maler ansehen.

Mit weichen Knien ging er los. Dabei hütete er sich, einen Blick in

das Führerhaus zu werfen und wurde dennoch überrascht, als er den halb zerstörten Sarg auf der Ladefläche des Leichenwagens entdeckte.

Jemand hatte sich an dem Sargdeckel zu schaffen gemacht und das Fichtenholz buchstäblich zerhackt. Der Deckel zeigte Löcher und Risse, zudem lag er auch neben dem Sarg.

Er war leer!

Zwei Sekunden starrte der junge Mann den Sarg an. Da lag nur noch ein Kissen, und die Stofftücher an den Innenseiten waren zerrissen, als hätten lange Nägel darüber gekratzt.

Es hatte also jemand in dem Sarg gelegen!

Detlev Menningmann schluckte.

Er war kein Dummkopf und brauchte nur eins und eins zusammenzuzählen. Das Mädchen, über dessen Kleidung er sich so gewundert hatte, trug ein Totenhemd. Die Unbekannte konnte aus dem Sarg gestiegen sein.

Eine Tote, die lebte?

»O nein, das kann es doch nicht geben!« flüsterte Detlev. »Das gibt's nur im Film.« Er zog hastig seinen Kopf zurück und hatte Glück, daß er von einer aus dem Rahmen ragenden Scherbe nicht verletzt wurde.

Lebende Leichen! Auch Zombies genannt. Filme dieser Art gab es genug, aber in Wirklichkeit auch?

Er schüttelte sich, als hätte ihn ein Fieberschauer überfallen. Er zuckte plötzlich zusammen.

Motorgeräusch auf der Straße. Da fuhr ein Wagen heran.

Detlev Menningmann ging ein paar Schritte zurück und schaute zur Straße hin, die, von seinem Standort aus gesehen, etwas erhöht lag. Der Wagen war bis dicht an den Rand gefahren worden. Der große verchromte Kühlergrill kam dem Maler wie ein Raubtier vor.

Türen klappten.

Schritte.

Einen Lidschlag später erschienen drei Personen. Zwei Männer und eine ältere Frau.

Sie starrten Detlev Menningmann an, der blaß wurde, seinen Mund öffnete und schrie: »Ich war's nicht, verdammt, ich war's nicht!«

***

Die beiden Männer waren Suko und ich. Die ältere Frau war Mrs. Sarah Goldwyn. Wir hatten gesehen, daß ein Wagen im Straßengraben lag und hatten natürlich sofort gestoppt.

Jetzt sahen wir auch den jungen Mann und hörten sein Schreien.

Suko sprang zuerst in den Graben.

Mrs. Goldwyn wollte auf der Straße bleiben, ich folgte meinem Partner.

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Ich war's doch nicht«, flüsterte

er, »wirklich nicht.«

»Nun beruhigen Sie sich erst einmal«, sagte ich, während Suko den Leichenwagen untersuchte. »Wir haben ja nichts gesagt.«

»Trotzdem.«

»John.« Suko rief mich. Er stand am Führerhaus, sein Gesicht war blaß geworden.

Rasch war ich bei ihm.

Ein Anblick, der mich tief traf. Wer den Toten so zugerichtet hatte, den konnte man nicht als einen Menschen bezeichnen, das mußte einfach ein Monster gewesen sein.

Wir gingen zu dem jungen Mann, erfuhren seinen Namen und hörten auch, daß er einen zweiten Toten gefunden hatte. Ebenso schrecklich zugerichtet. Der Mann lag im hohen Gras und war von unserem Standort nicht zu sehen.

Suko schaute nach.

Ich blieb bei Detlev Menningmann, holte eine Zigarettenschachtel hervor und bot ihm ein Stäbchen an. Feuer hatte er selbst. Ich rauchte ebenfalls und ließ uns beiden Zeit.

Innerhalb einer Minute hatten sich völlig neue Aspekte ergeben. Der Leichenwagen stammte aus London. Und er hatte Iris in diese Stadt namens Glora bringen sollen. Sie konnte nicht weit entfernt sein, denn wir hatten auf unserer Fahrt kurz zuvor einen Wegweiser entdeckt. Aber das Mädchen war verschwunden. Ich hatte einen Blick durch die zerstörten Scheiben werfen können und auch den aufgebrochenen Sarg gesehen. Da wußte ich Bescheid. Hatte irgendwer das Mädchen befreit und weggeschleppt oder war es von allein aufgestanden?

Lady Sarah hielt es neben dem Bentley nicht mehr aus und kam zu uns.

Sie trug wieder ihren Stock bei sich und stützte sich mit seiner Hilfe gut ab.

Ich machte Mrs. Goldwyn und Detlev Menningmann miteinander bekannt.

»Es war schrecklich, nicht«, sagte die Horror-Oma.

Detlev nickte.

»Woher wissen Sie?« fragte ich.

»Von dort oben konnte ich einen Blick in den Wagen werfen und habe gesehen, daß ein Mensch im Führerhaus liegt«, erklärte sie mir. Mehr brauchte sie auch wirklich nicht zu sagen.

Suko kam zurück und nickte stumm. Natürlich hatte ich Fragen, und die sollte mir Detlev Menningmann beantworten. »Sind Sie in der Lage, uns Auskünfte zu geben?«

»Ja, Sir.«

»Dann mal los.«

Er wußte, daß wir Polizeibeamte waren, und er redete frei von der

Leber weg. Es sprudelte nur so aus ihm heraus. Wahrscheinlich war er froh, das loszuwerden, was wie ein Druck auf seiner Seele lag. Wir hörten alle drei gebannt zu und unterbrachen ihn mit keinem Satz.

»Sie haben das Mädchen also gesehen!« stellte ich fest.

»Ja, natürlich.«

»Und Sie haben sich auch gewundert?«

Er nickte.

»Sahen Sie auch die rechte Hand?«

»Nein, Sir. Darauf habe ich nicht geachtet. Ich entdeckte nur das Blut an ihrem Hals. Und dann ging sie so seltsam. Wie ein Roboter, als wäre sie eine Maschine.«

»Das ist sie vielleicht auch. Mit Sicherheit haben Sie eine lebende Tote, also einen weiblichen Zombie gesehen.«

Detlev wurde blaß und fuhr zurück. »Wirklich?«

»Aber das gibt es doch nicht.«

»Leider ja, Detlev. Und seien Sie froh, daß der Zombie Sie nicht entdeckt hat.«

Der junge Maler nickte.

Suko hatte auch eine Frage. »Wir wollen nach Glora«, sagte er. »Wie weit ist es noch?«

Nicht nur wir waren überrascht, auch der deutsche Maler. Er riß den Mund auf und bekam ihn kaum wieder zu. »Wohin wollen Sie?« fragte er nach.

Mrs. Goldwyn gab die Antwort.

»Aber die Stadt, die…die gibt es doch gar nicht«, erwiderte er flüsternd.

»Wieso?« Scharf schaute ich ihn an.

»Glora ist eine alte Legende. So wurde mir erzählt.«

»Und das Hinweisschild auf der Straße?«

»Ich habe keins gesehen.«

»Dann sind wir also umsonst hier hergekommen«, stellte ich fest.

»Natürlich nur, was die Stadt angeht.«

»Ja und nein, Sir. Es ist nämlich so, wissen Sie. Also, die Stadt gibt es nicht und es gibt sie doch. Sie erscheint nur hin und wieder, wenn ich das so sagen darf. An bestimmten Tagen im Jahr ist sie zu sehen, dann kommt sie aus dem Geisterreich.«

Eine unwahrscheinliche Antwort. Aber zum Henker noch mal, wir hatten schon andere Dinge erlebt, so daß es durchaus möglich sein konnte, daß Detlev Menningmann recht behielt.

»Sie glauben mir nicht, Sir?« fragte er leise.

»Doch, wir glauben Ihnen. Allerdings müssen wir einen Beweis bekommen.«

»Den können Sie haben, mein Junge!«

Sarah Goldwyns Stimme schreckte uns auf. Wir drehten die Köpfe

und schauten in die Richtung, in die der Zeigefinger der alten Dame wies.

In der Senke und gar nicht mal so weit von uns entfernt, sahen wir tatsächlich die Umrisse einer geheimnisvollen Stadt…

***

Sie ging weiter und ließ sich durch nichts aufhalten. Die schwarzen Vögel begleiteten ihren Weg. Es war alles so wie immer, wenn sie in den Ferien herkam.

Glora wartete auf sie.

Glora wollte sie.

Glora war sie selbst..

Sie schritt über den weichen Boden und hielt den Blick starr geradeaus gerichtet. Jeder Grashalm, jeder kleine Baum, jeder Strauch schien zu spüren, daß sie kam. Denn sie hörte die flüsternden Stimmen, das Wispern und Raunen, das aus allen Richtungen an ihre Ohren drang und sie willkommen hieß.

»Iris ist da«, flüsterten die Gräser.

»Sie geht nie mehr fort«, raunte der Wind.

»Iris wird ein Stück von uns«, wisperten auch die Sträucher und bogen sich, als ein kalter Hauch aus dem Jenseits sie streifte.

»Was Druiden geschaffen haben, wird durch Druiden weiter erhalten«, sangen die Büsche.

Iris brachte die Magie mit. Sie konzentrierte sie auf diesen Flecken Erde.

Mit jedem Yard, den sie zurücklegte, wurde der magische Bann stärker.

Er verdichtete sich, und aus dem Geist wurde Materie.

Die Luft schien auf einmal schwer zu sein, und das untote Mädchen mit der grünen Klaue und dem blutenden Hals hatte es schwerer, hindurchzugehen.

Doch sie ließ sich nicht davon abbringen und folgte der Spur der Totenvögel, die hoch über ihr schwebten und als schwarze Wächter auf sie achteten.

»Sie hat die Druidenklaue, das Erbe ist erfüllt. Endlich ist unsere Königin da. Es hat lange gedauert…« So sang die Natur um sie herum, während Iris weiterschritt.

»Deine Schwester wartet voller Sehnsucht auf dich, kleine Iris. Sie hat schon immer gewartet. Bald bist du bei ihr…«

Iris hörte die Stimmen, aber sie reagierte nicht. Ihr Weg war vorgezeichnet, hinein in die geheimnisvolle Stadt, die plötzlich vor ihr lag.

Unwillkürlich blieb sie stehen, und ihre Augen, sonst stumpf blickend, begannen zu glänzen.

Da sah sie die dunklen Mauern, die Türme, die Gebäude, die Wege und den Friedhof.

Alles war da.

Alles…

Auch ihr Haus, in dem sie gewohnt hatte. Früher, in ihrem ersten Leben.

Zusammen mit Elena, ihrer dunkelhaarigen Schwester, die eingegangen war in das Reich der Geister und kaum wiederkehrte. Aber jetzt wartete sie auf Iris.

Die Untote zögerte. Sie hob den Kopf und sah wieder die Raben. Sie hatten sich ihre Plätze ausgesucht und hockten auf den kahlen Ästen der Bäume sowie auf den Fensterbänken und Vorsprüngen an den Häusern.

Sie beobachteten das Mädchen, und Iris hob den rechten Arm mit der grünen Klaue, um sie zu grüßen. Dann drehte sie sich und wandte sich nach rechts, um ihr Haus zu betreten.

Es war etwas Besonderes, nicht gebaut wie ein normales Haus, sondern anders.

Das Haus bestand nur aus Säulen und Gängen. Die Säulen zeigten dabei einen grünlichen Schimmer, und die Decke befand sich so hoch über dem Boden, daß sie überhaupt nicht zu sehen war, sondern irgendwo in der Dunkelheit verschwamm.

Iris schritt auf dieses geheimnisvolle Haus zu. Das hatte sie getan, auch wenn sie in den Ferien hergekommen war. Dieses Haus hatte auf sie gewartet.

Der Eingang war ein gewaltiges Tor. Weit auseinandergezogen mit einem Rundbogen, der von Säule zu Säule reichte und ebenfalls einen etwas morbiden Eindruck machte, wie überhaupt das gesamte Gebäude.

Man sah ihm an, daß es nicht neu war, aber es hatte seine Geschichte und seine Geheimnisse.

Iris betrat den Bau.

Ihre Schritte tappten über den blanken Boden. Er bestand aus glatten, grauen Steinen, die fugenlos nebeneinandergesetzt waren. Ein breiter Gang nahm das Mädchen auf. Rechts und links von ihm wuchsen Säulen in die Höhe. Gewaltige Bauträger, die bereits Risse zeigten, denn sie hatten in die Außenhaut ein regelrechtes Muster gezeichnet. Es wirkte doch alles sehr baufällig.

Iris ging in die Stille. Niemand war zu sehen, und doch, das wußte Iris genau, steckte dieses Haus voller Leben. Es war ein geheimnisvolles Leben, irgendwo verborgen in der Decke, dem Boden oder den hohen Säulen.

Und Iris wollte es locken.

Ihre Schwester wollte sie wiedersehen. Endlich. Sie wollte mit ihr

reden, denn sicherlich wartete sie schon. Außerdem mußte sie vom Tod der Mutter wissen, das alles wollte Iris ihr sagen.

Ihre rechte Klaue bewegte sich. Die Finger begannen zu zucken, und die langen Nägel schimmerten.

Wo befand sich Elena?

Iris blieb stehen.

Sie rief den Namen ihrer Schwester. »E-l-e-n-a!« Das Wort hallte durch das weite Gebäude. Hallende Echos kamen zurück und schienen eine höhnische Antwort zu geben.

Iris verzog das Gesicht. Für einen Moment hatte sie Furcht, daß Elena gar nicht da sein könnte, doch dann vernahm sie einen Ruf. Weit entfernt klang er auf.

»Iris?«

»Ja, ich bin hier, Elena.«

»Warte auf mich.«

»Natürlich, kleine Schwester, ich warte gern.« Iris kicherte und schaute auf ihre rechte Hand, die sie leicht gekrümmt hatte. »Ich warte sogar sehr gern«, fügte sie flüsternd hinzu…

***

»Eine Stadt, tatsächlich!« flüsterte Suko und schüttelte den Kopf. Wie Mrs. Goldwyn, Detlev Menningmann und ich, war auch er überrascht worden.

Wir schauten uns an.

Eine Weile sprach niemand ein Wort, bis ich schließlich das Schweigen durchbrach. »Ist sie echt oder nur eine Einbildung?« Diese Frage ging an den jungen Maler.

Detlev verzog das Gesicht.

Wir merkten ihm an, daß er sich quälte und nach einer Antwort suchte, aber keine fand. Er hob die Schultern und breitete dabei die Arme aus.

»Es muß Glora sein«, stellte die Horror-Oma fest. »Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.«

Wir gaben ihr recht.

Obwohl er vorhin nicht Bescheid gewußt hatte, mußte Detlev mir trotzdem weiterhelfen. »Sie wissen sicherlich einiges über diese Stadt, Detlev.«

»Kaum.«

Ich lächelte. »Vielleicht reicht das wenige, das Sie wissen, schon aus.«

»Sie machen sich da zu große Hoffnungen, Sir.«

»Erzählen Sie trotzdem.«

»Ich habe mit zahlreichen Bewohnern aus der Umgebung gesprochen. Und wenn das Thema auf diese Stadt Glora kam, dann zeigten sie eine kaum erklärliche Angst. Mir schien es, als hätten sie ein schlechtes

Gewissen.«
»Wieso?«
»Vor langer Zeit hat es diese Stadt gegeben. Sie sollte ein Hort der Druiden gewesen sein. Bis eines Tages eine Sturmflut kam. Sie überschwemmte Glora und vernichtete sie.«
»Dann müßten noch Reste zu sehen sein«, bemerkte ich.
»Das habe ich den Alten auch gesagt, Sir, aber sie lachten mich aus. Die Sturmflut soll nicht normal, sondern die Rache der Hölle gewesen sein.«
»Dafür muß es einen Grund geben. Haben Sie sich nach diesem erkundigt, Detlev?«
»Ja, auch. Man sagt, daß in dieser Stadt fast nur Druiden und deren Abkömmlinge gewohnt haben. Und diese Druiden fühlten sich sehr mächtig. So mächtig, daß sie sich gegen einen Höheren auflehnten. Er hat sich schrecklich gerächt und die Stadt von einer Sturmflut überschwemmen lassen. Der Legende nach ist sie aber nicht zerstört worden, sie wurde nur in eine andere Dimension geschafft. An bestimmten Tagen im Jahr taucht sie wieder auf.«
»Regelmäßig?«
»Nein.«
»Einen Rhythmus gibt es also nicht«, murmelte ich.
»Was geschah eigentlich mit den Bewohnern, den Druiden?« wollte Suko wissen.
»Sie wurden bestraft.«
»Sicher. Weiß man denn die Art der Bestrafung?«
»Nein, darüber kann nur spekuliert werden. Aber sie soll schlimm gewesen sein. Man spricht von einem schrecklichen ewigen Leben. Allerdings nicht mehr als Druide.«
»Mehr wissen Sie nicht?«
Der junge Maler schaute uns an. »Nein, wirklich nicht. Die Leute reden hier zwar gern, aber das Thema Glora schnitten sie irgendwie. Es schien, als hätten sie selbst noch eine zu große Angst davor. Was man verstehen kann.«
Da gaben wir ihm recht.
Mrs. Goldwyn hob den rechten Arm und stampfte mit ihrem Stock auf.
»Was reden wir eigentlich hier so lange herum! Die Stadt liegt direkt vor unserer Nase. Gehen wir hin und schauen sie uns doch erst einmal an.«
Sie traf auf keinen Widerspruch. Wir nickten. Allerdings ging ich noch einmal zum Bentley zurück. Den Worten des Malers hatte ich entnommen, daß wir hier einem starken Zauber gegenüberstanden. Und einen starken Zauber konnte man nur durch einen ebenso mächtigen bekämpfen. Ich hoffte, daß ich die entsprechenden Waffen

bei mir trug, um dieser Druidenmagie zu begegnen. Bisher wußten wir nicht viel. Wir sahen zwar die Stadt, doch wie es sich mit ihren Bewohnern genau verhielt, lag nach wie vor im Dunklen. Ich dachte auch an die grüne Klaue des Mädchens und an dessen Mutter. Sie war gestorben, als ich sie mit dem Kreuz berührte. Ein Mensch war sie demnach nicht gewesen. Bei ihr konnte es sich also nur um eine Dämonin handeln.

Mir fiel auch ein, daß sie trotz der Krankheit ihrer Tochter keinen Arzt gerufen hatte. Dies hatte seinen Grund sicherlich in der Existenz dieser Wesen, die keine Menschen waren und deren Körper auch nicht menschlich reagierten und funktionierten.

Wir würden sehen.

»Können Sie schießen?« fragte ich Detlev Menningmann, als ich wieder bei den anderen stand.

»Ich habe es noch nie probiert.«

»Geben Sie mir die Waffe, John«, meldete sich Mrs. Goldwyn. »Ich komme schon damit zurecht.« Sie warf Detlev einen Blick zu und lächelte. »Auf Sie Küken passe ich auf. Halten Sie sich nur an meiner Seite, dann passiert nichts.«

Ich mußte grinsen, als ich das erstaunte Gesicht des jungen Mannes sah.

Aber so war sie eben, die Horror-Oma. Angst kannte sie nicht oder nur kaum. Sie wollte immer etwas Neues erleben, immer in Action sein, das hielt sie jung.

Wir machten uns auf den Weg.

Dabei passierten wir auch den zweiten Toten. Ich warf einen Blick auf ihn. Der Mann hatte alles versucht, doch die anderen war schneller gewesen.

Wieder fragte ich mich, wer ihn so zugerichtet hatte? Ob es wirklich die schwarzen Vögel gewesen waren? Wenn ja, stand uns unter Umständen noch einiges bevor.

Diese Gedanken behielt ich für mich.

Es war schon ein seltsames Bild, das die Stadt bot. Sie lag zwar vor unseren Augen, war auch existent, aber trotzdem unwirklich. Über ihr schien ein Schleier zu liegen, ein Schemen, ein Hauch. Ihre Konturen flimmerten. Sie wischten um Säulen und Gebäude, und um hohe Bäume, die aus dem Nichts entstanden waren und mit ihren kahlen Ästen und Zweigen irgend etwas bedeckten. Was es war, konnten wir nicht genau erkennen.

Wir sprachen kein Wort. Nur unsere Schritte waren zu hören. Ich fühlte auch die seltsame Kälte, die stetig zunahm, je mehr wir uns dieser geheimnisvollen Stadt näherten. Sie griff nach uns, wollte in unsere Körper schleichen, und auch ich fühlte, wie sie an mir hoch kroch, jedoch nur bis zu meinem Kreuz, da war für diese seltsam

magische Kälte Endstation.
Das Kruzifix absorbierte sie.
Detlev Menningmann schritt neben Sarah Goldwyn her. Sein Gesicht war bleich. Er konnte den Mund nicht ruhig halten, und seine Lippen zuckten.
In den Augen lag ein Ausdruck, der auch schlecht zu deuten war.
Spannung und Angst zur gleichen Zeit.
Einen Weg, der in die Stadt führte, gab es nicht. Wir schritten weiterhin über die weite Wiesenfläche, und die Zweige des niedrigen Buschwerks kratzten an unseren Hosenbeinen.
Oft empfindet man eine unheimliche Atmosphäre nur bei Nacht. Hier war es anders. Trotz der Helligkeit merkte ich, daß wir dem alten Druidenzauber entgegen schritten. Er war fast körperlich zu spüren und greifbar.
»Und?« fragte ich Suko.
Der Chinese verstand mich. »Sieht nicht gut aus, John«, sagte er. »Ich habe ein dummes Gefühl.«
Das konnte ich nur bestätigen.
Von Iris, dem geheimnisvollen untoten Mädchen, sahen wir nichts mehr.
Die unwirkliche Druidenstadt hatte sie verschlungen. Wahrscheinlich war sie in einem der großen Gebäude verschwunden, wenn nicht sogar in dem größten, einem gewaltigen Säulenbau, der auf uns einen dunklen und drohenden Eindruck machte.
Meiner Ansicht nach mußte sich dort das magische Zentrum dieser Druidenstadt befinden.
Links davon standen die hohen Bäume. Und jetzt erst sahen wir, was sie bedeckten.
Es war ein Friedhof!
Und zwar der Friedhof.
Da wuchsen keine verwilderten Büsche aus den Gräbern, sondern prächtige, bunte Blumen. Sie standen trotz der winterlichen Zeit in voller Blüte, und es waren auch Blumen, wie ich sie eigentlich noch nie gesehen hatte.
Es lag einige Zeit zurück, da hatte ich das Abenteuer mit den Mörderblumen erlebt.[3]
Diese Blumen hier waren anders. Mir völlig unbekannte Gewächse.
»Sehen wir uns den Friedhof an?« fragte Suko.
Ich war dafür.
Wir lenkten unsere Schritte nach links. Suko und ich gingen vor, die beiden anderen hielten sich dicht hinter mir.
Ich hörte, wie Detlev Menningmann von einer seltsamen Luft sprach, die uns umgab.
»Ich kann Ihnen auch nichts sagen«, erwiderte Lady Sarah. »Aber Sie

dürfen nicht vergessen, daß Sie es hier mit Schwarzer Magie zu tun haben. Da ist vieles anders.«

»Mir kommt es vor, als bewegten wir uns unter einer Glocke«, faßte Detlev seine Eindrücke zusammen.

»Ja, da könnten Sie recht haben.«

Am Rand dieses seltsamen Friedhofs blieben wir stehen. Suko stieß mich an und flüsterte: »Wirf mal einen Blick nach oben.«

Das tat ich. Allerdings nicht ruckartig, sondern vorsichtig, denn seine Stimme hatte mich gewarnt.

Auf den Zweigen und Ästen der Bäume hockten sie nebeneinander. Ich konnte die schwarzen Vögel überhaupt nicht zählen, so stark waren sie vertreten.

Wenn ich ehrlich war, dann mußte ich zugeben, daß ich mich nicht gerade wohl bei diesem Anblick fühlte. Ich dachte wieder an die toten Männer und mußte hart schlucken.

Wenn die Vögel sich auch auf uns stürzten, hatten wir keine Chance.

»Sieht übel aus, wie?«

Ich gab Suko recht.

Zuerst einmal wollten wir uns den Friedhof genauer anschauen. Sarah Goldwyn und Detlev Menningmann wies ich an, zurückzubleiben. Es war besser für sie.

Sie zeigten sich auch einverstanden.

Suko und ich betraten den seltsamen Friedhof. Flach waren die Gräber, und sie lagen dicht aneinander. Fünf lange Reihen bildeten sie. Fünf mal zehn, das waren fünfzig Gräber.

Und aus jedem Grab schaute eine Blume hervor.

Manche zeigten eine satte gelbe Farbe, andere wiederum waren geöffnet wie große Kelche und schienen in einem dunklen Rot zu glühen. Wieder andere schimmerten bläulich, waren sogar durchsichtig und wir sahen feine, kleine Adern in denen eine grüne Flüssigkeit ihren Weg fand.

»Nimm mal das Kreuz«, schlug der Chinese vor.

Das hatte ich auch tun wollen. Ich streifte die Kette über meinen Kopf und führte das geweihte Kruzifix in die Nähe der Blumen. Das Kreuz hatte noch keinen Kontakt mit ihnen, als es schon auf die erste Blume wirkte.

Es war eine leuchtend rote Blüte, die mich in ihrer Form an eine Tulpe erinnerte. Kaum geriet das Kreuz in ihre Nähe, da bog sie sich auch schon zurück, als hätte sie Angst.

Ich berührte die Blume.

Zweierlei geschah.

Zuerst hörte ich einen leisen, aus der Unendlichkeit stammenden Schrei, der irgendwo tief in der Erde seine Geburtsstätte haben mußte. Dann verwelkte die Blume von einem Augenblick zum anderen. Die

rote Farbe verschwand und machte einem dunklen Grau Platz. Auch der Blütenstiel knickte ein und brach.

»Magie«, sagte Suko. »Verdammte Magie.«

Vor uns lag der Beweis. Eine verdorrte, geknickte Blume. Ich holte tief Luft. »Da gibt es nur eine Möglichkeit, Suko, wenn wir diesen Friedhof normalisieren wollen. Wir müssen Blume für Blume durchgehen.«

»Aber nicht nur mit dem Kreuz. Schließlich habe ich noch die Dämonenpeitsche.«

»Okay, dann packen wir sie von zwei Seiten.« Ich ging vor und wollte die erste Hälfte der Arbeit übernehmen.

Suko stand hinter mir und hatte auch den besseren Überblick. »John!« rief er scharf. »Rechts von dir.«

Ich drehte mich.

Etwas Unwahrscheinliches geschah. Die prächtig blühenden Blumen verloren nicht nur ihre Farbe, sie verwandelten sich auch. Aus den Blüten wurden andere Gegenstände. Grünlich schimmerten Klauen mit langen, gebogenen Fingern. Die gleichen Hände, wie ich sie schon bei Iris, der Untoten gesehen hatte…

Für zwei Sekunden sprach niemand von uns. Wir beobachteten nur. Ich hörte die Stimme von Detlev Menningmann, verstand allerdings nicht, was er sagte.

Auch Sarah Goldwyn sprach. Ihre Worte konnte ich ebenfalls nicht verstehen. Ich mußte mich auf die grünen Klauen konzentrieren, die sehr genau merkten, wo ihre Feinde standen, denn sie bogen ihre Gelenke so, daß die Arme auf uns wiesen.

Und natürlich die Hände.

Der Gedanke war kaum von meinem Gehirn umgesetzt worden, als ich auch schon die erste Folge spürte.

Fünf Finger umklammerten mit hartem Griff mein rechtes Fußgelenk!

***

Ein Licht!

Es brannte in der Ferne. Ein winziges Etwas in der schwammigen Düsternis der geheimnisvollen Halle.

Es stand in der Luft, rührte sich nicht und befand sich etwa in Schulterhöhe über dem Boden.

Licht im Dunklen.

Das bedeutete Hoffnung. Der helle Schein vertreibt die Nacht, die Dunkelheit flieht vor dem Licht.

Auch hier.

Es bewegte sich. Langsam kam es näher. Dabei flackerte es ein wenig und erzeugte so Schatten, die nie ruhig waren, sondern hin-und hertanzten.

Jemand trug das Licht.

Eine Gestalt, die Schritt für Schritt näherkam und sich aus dem Dämmer schälte.

Ein Mädchen.

Schwarz das Haar. Eng an den beiden Seiten des Kopfes liegend. Das Gesicht umrahmend wie eine Mütze und dabei die Ohren verdeckend.

Das Mädchen trug die Lampe mit beiden Händen. Es war eine alte Petroleumleuchte, und der warme Schein umfloß ihren Körper. Er zeigte, daß das Mädchen ein bodenlanges rotes Kleid trug, das einen weiten Ausschnitt besaß und die hellen Schultern freiließ. Unter dem Knie war das Kleid gerafft, es zeigte zahlreiche Rüschen, und der breite Ausschnitt war mit einer weißen Borde abgesetzt.

Das Mädchen schritt langsam. Es ging wie ein Geist und schien den Boden kaum zu berühren. Die Schritte waren nicht zu hören, aber es hatte ein Ziel, als es durch den langen Gang ging.

Auch die Säulen wurden von dem Schein der Lampe berührt. Jetzt erst war zu sehen, daß die meisten von ihnen ein geheimnisvolles Muster aufwiesen.

Da waren Zeichen zu sehen. Figuren, die Echsen und andere Ungeheuer zeigten.

Aber auch Geister. Schreckliche Fratzen. Verzerrt, mit weit offenen Mäulern und heraushängenden Zungen. Bildnisse von finsteren Dämonen, die in der Tiefe der Schreckendimensionen lebten und dort ein grausames Regiment führten.

Das Mädchen ging weiter. Die Fratzen schreckten es nicht. Es hatte sein Ziel.

Einen hohen Kerzenständer.

Er stand direkt neben einer Säule. Auf den fünf eisernen Armen steckten drei dunkle Kerzen. Die beiden anderen waren leer. Das Mädchen mit den schwarzen Haaren trat dicht an den Leuchter heran, nahm den Deckel der Lampe ab und zündete mit dem brennenden Docht die drei Kerzen an.

Das Feuer übertrug sich. Zuerst flackerten die Flammen, fanden Nahrung, und die Unruhe verging. Ruhig brannten sie weiter, weil sie von keinem Windhauch berührt wurden.

Das Mädchen senkte den Kopf. Dabei wurde das Gesicht vom Lichtschein getroffen, und einem heimlichen Beobachter wäre aufgefallen, daß seine Züge Ähnlichkeit mit denen der untoten Iris aufwiesen.

Dieses Mädchen mit der Lampe mußte Elena sein, die Schwester, auf die Iris gewartet hatte.

Elena schaute nur zu Boden, deshalb sah sie nicht, was über ihr geschah. Hinter einer Säule stand Iris!

Sie lauerte dort, denn sie hatte einen bestimmten Plan gefaßt.

Vorsichtig hob sie den rechten Arm und streckte die Hand aus. Dabei spreizte sie die Finger, und das Restlicht der Kerzen warf seinen Widerschein auf die langen Nägel.

Die Klaue sah schrecklich aus. Falten hatten sich in die dunkelgrüne, lederartige Haut gegraben, die Finger der Hand zuckten konvulsivisch.

Es sah aus, als würde die Klaue jeden Moment nach unten fahren und das Mädchen im roten Kleid packen.

Elena trat einen Schritt zurück. Sie öffnete ihre blassen Lippen. »Du kannst dich ruhig zeigen, Iris. Ich weiß, daß du da bist. Warum versteckst du dich?«

Höhnisches Kichern antwortete. »Du willst mich wirklich sehen, kleine Schwester?«

»Ja.«

Iris löste sich tatsächlich aus ihrer Deckung hinter der Säule. Dabei hielt sie ihren rechten Arm vorgestreckt, so daß Elena, die Schwester, ihre Klaue sehen mußte.

Elena trat zurück. Ihre Augen weiteten sich, denn mit diesem Anblick hatte sie nicht gerechnet. Tausend Gedanken wirbelten in ihrem Kopf, und sie wußte plötzlich, daß es soweit war.

Der alte Druidenfluch würde in Erfüllung gehen. Das Band der Magie konnte reißen!

»Du bist es«, flüsterte Elena.

»Ja.« Iris kicherte. Sie kam näher und wurde nun voll vom Schein der Kerzen erfaßt. »Hast du nicht mehr mit mir gerechnet?«

»Doch, ich habe dich erwartet.«

»Wie früher, nicht?«

»Ja.«

Wieder lachte Iris. »Aber heute ist es anders. Schau mich doch an, kleine Elena. Sieh genau hin!«

Das tat die schwarzhaarige Elena auch. Sie sah ihre Schwester, die so anders wirkte als früher. Ihr Hals war aufgerissen. Er zeigte eine Wunde, die allerdings schon verkrustet war. Doch ihre rechte Hand hatte sich stark verändert. Sie war nicht mehr so wie früher, sondern zu einer gefährlichen Klaue geworden. Um das Doppelte war sie dabei gewachsen, und die Finger hatten dieses Prozeß mitgemacht. Sie sahen aus wie grüne Würmer. Vor allen Dingen dann, wenn sie bewegt wurden und sich krümmten.

»Du bist tot, nicht wahr?« fragte Elena.

»Ja, ich bin ebenso tot wie du.«

Heftig schüttelte Elena den Kopf. »Nein, das stimmt nicht. Ich stehe auf der anderen Seite. Die Geister des Lichts halten mich in ihren Fesseln, ich bin hier, um Menschen zu helfen. Du bist gekommen, um sie zu zerstören.«

»Das stimmt.« Häme breitete sich auf dem Gesicht der blondhaarigen

Iris aus. »Als ich früher erschien und noch normal lebte, konnte ich nicht viel tun. Zwar erschien die Stadt, wenn ich hier ankam, aber ich brauchte die Kraft meiner Mutter, um existieren zu können.«

»Unserer Mutter«, verbesserte Elena.

»Richtig. Ich darf dir allerdings auch sagen, daß sie nicht mehr am Leben ist. Sie wurde zu Staub, denn ein Mann mit dem Kreuz kam und hat sie zerstört.«

Elenas Augen glänzten. Ein Lächeln spielte um ihre Lippen. »Endlich«, flüsterte sie. »Endlich weilt sie nicht mehr unter den Lebenden.«

»Wie sprichst du von ihr?«

»Meine und deine Mutter war kein Mensch, das weißt du genau. Sie war eine alte Druidin, die vor langer Zeit in dieser Stadt gelebt hat und deren Geist im Körper einer gewissen Marga Baxter wiedergeboren wurde. Mit einem normalen Mann zeugte sie zwei Kinder. Du und ich. Wir erhielten das Erbteil der Mutter, aber ich bekam noch etwas von meinem Vater mit. Ich merkte, daß Marga und du auf der anderen Seite standen und stellte mich gegen euch. Es gibt nicht nur schlechte Menschen, auch gute. Aber ihr wolltet sie alle unter eure Knute zwingen. Dabei stand ich euch im Weg. Ihr habt mich getötet, doch ihr habt nicht damit gerechnet, daß ich Schutzpatronen habe. Gute Geister, Boten des Lichts, sie haben sich meiner angenommen, und mir gelang es, die Menschen in diesem Land vor einem großen Schaden zu bewahren. Es ist genug getötet worden. Denk an die Vergangenheit, als ihr die Menschen umgebracht habt, nachdem sie verzaubert worden waren.«

»Ich nicht.«

»Das stimmt, aber ich setze unsere Mutter mit dir gleich. Sie war doch die große Druidin, die Männer anlockte, sie verzauberte und begrub. Der Friedhof der blühenden Blumen liegt voll von ihnen, und sie alle bekamen das Zeichen dieser Druiden. Ein Zeichen, das auch du trägst, Iris. Ein Abbild des Bösen: die Hand!«

»Du weißt sehr gut Bescheid, kleine Elena. Und wie ich sehe, stehst du nicht auf meiner Seite.«

»Ich werde nie zu dir halten.«

»Dann muß ich dich töten!«

Elena nickte. »Damit habe ich gerechnet, aber denke nur nicht, daß du es einfach mit mir haben wirst.«

»Ich weiß, du hast mächtige Freunde. Die allerdings habe ich auch, Elena.«

»Die Vögel?«

»Unter anderem. Und die Toten auf dem Friedhof. Die Klauen gehorchen mir. Ich bin ihre Führerin, denn ich werde das Erbe unserer Mutter übernehmen. Glora wird wieder zu einem schaurigen Leben

erwachen und seine alte Existenz fortführen.«
»Niemals!« schrie Elena. »Ich weiß es zu verhindern.«
»Nein, du schaffst es nicht. Schon immer waren die Druiden stärker als die Menschen, denke daran.«
Elene funkelte die Untote an. »Ich bin kein Mensch, das hast du vergessen.«
»Aber du stehst auf deren Seite. Die Menschen sind schwach, denke daran. Also bist du auch schwach.«
»Mach es dir ruhig einfach, Iris. Glora und du, ihr beide habt kein Recht darauf zu leben. Ihr gehört in die Hölle, genau wie unsere Mutter, die es sehr gut verstanden hat, sich die ganze Zeit über zu verstecken. Dann ist sie auf einen getroffen, der stärker war als sie. Auf einen Menschen, Iris, hör genau zu. Das war ein Mensch. Und so wird es viele geben, wie der einer ist.«
»Nein, nein, nein!« brüllte die Untote. Sie schüttelte den Kopf und hob den rechten Arm. »Mit dieser Druidenklaue, Elena, bringe ich dich um. Jawohl, damit töte ich dich. Schau dir die Fingernägel an!« flüsterte sie gehetzt. »Schau sie dir gut an. Sind sie nicht wie kleine Messer? Werden Sie dich nicht zerstören?«
Elena wußte, daß es keinen Sinn hatte, mit der Schwester zu reden. Sie war dem Bösen vollends verfallen. Früher, als sie noch gelebt hatte und hierhergekommen war, da entstand durch ihr Kommen zwar auch die Stadt, aber sie war kein Mensch gewesen. Ein junges Mädchen, zwar mit dem Blut eines uralten Geschlechts in den Adern, doch es war noch nicht so zum Ausbruch gekommen wie jetzt. Sie glich wirklich einem schlummernden Vulkan, und dieser sollte und durfte auf keinen Fall geweckt werden. So dachte Elena.
Und sie handelte.
Bevor sich Iris versah, hatte sie die Lampe genommen und zu Boden geworfen.
Das flüssige Petroleum spritzte nach allen Seiten weg. Die Flamme erlosch nicht, im Gegenteil, sie fand ihren Weg und fachte das Feuer noch stärker an.
Spritzer verteilten sich und erfaßten auch das Totenhemd der Druidin.
»So wirst du sterben!« schrie Elena. »Nur du allein…«

***

Die Klaue war eiskalt. Ich spürte diese Kälte, wie sie durch mein Hosenbein drang, und die Hand hinderte mich daran, auch nur einen Schritt zu tun.
Ich flog nach vorn.
Als ich mich noch in der Luft befand, sah ich bereits, wie sich die anderen Blumen verwandelten. Auch aus ihnen wurden grüne Hände,

die geöffnet aus den Gräbern dieses unheimlichen Friedhofs stachen.

Ich fiel.

Von irgendwoher hörte ich Suko schreien und vernahm auch ein Klatschen, wie es nur die Dämonenpeitsche produzierte. Darum konnte ich mich nicht kümmern, die Launen vor mir waren wichtiger.

Kalt und feucht war die Erde. Ich rollte mich herum und sah dicht vor meinem Gesicht die Würgehand. Soeben bekam ich das Kreuz noch hoch und preßte es gegen die Klaue.

Das Zischen war Musik in meinen Ohren. Es läutete auch das Ende dieser Hand ein. Sie verdorrte.

Ein scharfer Schmerz auf dem Kopf ließ mich schreien. Eine weitere Klaue hatte zugegriffen und ihre fünf Finger in meine Haare gekrallt. Sie zerrte daran und wollte mich über den Boden reißen. Ich schlug meinen Arm nach hinten, traf auch mit dem Kreuz und hörte abermals das Zischen.

Die Hand ließ mein Haar los.

Aber sie kamen jetzt von allen Seiten. Als würde ein Windstoß über diesen unheimlichen Friedhof fahren, so bewegten sie sich in allen Richtungen, um Suko und mich zu packen.

Auch der Chinese hatte es schwer, obwohl seine Dämonenpeitsche schrecklich unter den Wesen aufräumte.

Die nähere Umgebung hatte er schon geräumt. Mit weit gespreizten Beinen stand er da, hielt den Griff der Peitsche mit beiden Händen fest und schlug einmal zur linken, dann wieder zur rechten Seite, so daß die drei magischen, aus Dämonenhaut hergestellten Riemen wie der Klöppel einer Glocke schwangen.

Immer wieder fanden die Riemen ein Ziel. Sie hieben in die Handflächen und begannen mit ihrer zerstörerischen Kraft.

Aber Suko traf nicht alle. Es schien so, als hätten die gefährlichen Klauen einen tierischen Instinkt.. Manchmal wichen sie geschickt zur Seite, wenn die drei Riemen auf sie zuwirbelten.

Suko drehte sich.

Sein Blick flog über den unheimlichen Totenacker.

Er sah seinen Freund John Sinclair im ersten Augenblick nicht, erkannte jedoch, daß sich mehrere Klauen auf eine bestimmte Stelle konzentrierten, und in seine Augen trat ein harter Glanz.

John befand sich in Gefahr!

Das wußte auch Sarah Goldwyn. Die Horror-Oma kannte keine Angst.

Während Detlev Menningmann stehengeblieben und die unheimlichen Vorgänge nicht fassen konnte, gab sich die alte Lady einen Ruck und betrat den Friedhof, wobei sie nicht an die große Gefahr dachte, in die sie sich begab.

Zwei Klauen packten zur gleichen Zeit zu und hatten sich Sarah

Goldwyn als Opfer ausgesucht.

Klatsch, klatsch.

Die Horror-Oma hatte mit ihrem Stock zugeschlagen. Mit der Spitze hieb sie gegen die Innenflächen der Hände. Im ersten Impuls zuckten sie auch zurück, doch zerstört werden konnten sie nicht. Nur verletzt, denn das Stockende war ziemlich spitz, und es schnitt schräg wie ein Messer in die Klaue.

Eine Wunde entstand.

Dick, zäh und grünlich war die Flüssigkeit, die heraus rann, ohne die Funktion der Hand jedoch beeinträchtigen zu können. Sie blieb weiterhin gefährlich.

Das merkte Sarah Goldwyn bald. Bevor sie den Stock zurückziehen konnte, griff die Klaue zu. So hart, daß sie der alten Lady den Stock aus den Fingern riß.

Gleichzeitig wurde sie auch von der anderen Seite attackiert. Eine grüne Klaue hatte sich gedreht, war hinter das Bein der Sarah Goldwyn gelangt und griff zu.

Der Griff war hart und schmerzhaft. Plötzlich fühlte Lady Sarah, daß ihr der Boden unter den Füßen weggerissen wurde. Sie konnte sich im Fallen auch nicht mehr abstützen, da ihr Stock von der anderen Klaue festgehalten wurde.

Die alte Dame fiel voll aufs Gesicht.

Zum Glück weich, denn der Untergrund dieses geheimnisvollen Friedhofs bestand aus einer lehmigen Masse.

Die Horror-Oma streckte beide Arme aus. Sie hatte den Fall dadurch mindern können, aber sie schaffte es nicht, sich der Klauen zu erwehren, die über ihr schwebten und deren gespreizte Finger langsam nach unten sanken, ihrem Rücken zu.

Suko hatte sich zwar auf John Sinclair konzentriert, doch aus den Augenwinkeln mitbekommen, was mit Lady Sarah Goldwyn geschehen war. In seinem Innern entstand ein Zwiespalt.

Wem sollte er zuerst helfen?

Suko entschied sich für Lady Sarah, denn er sah, daß John mit dem Kopf hochkam.

Mit langen Sprüngen hetzte der Chinese heran. Zwei genau schaffte er, dann lief er in die Falle. Eine der Hände hatte es geschickt angestellt und sich so weit zur Seite gebogen, daß sie flach auf dem Boden lag.

Die Handfläche zeigte nach oben.

Fünf Finger packten zu, als sich Sukos Schuh dicht über ihnen befand.

Sie zielten genau und hielten plötzlich den Knöchel des Chinesen fest, der diesem Griff nichts entgegenzusetzen hatte.

Jetzt sah es nicht nur für Lady Sarah böse aus, sondern auch für

Suko.

Und auch für mich.

Ich war zwar mit dem Kopf noch hochgekommen, doch die verdammten Klauen hatten sich inzwischen gut auf meine Reaktionen eingestellt.

Eine klatschte mir ins Gesicht.

Meine Nase wurde zusammengepreßt, ich spürte die Hand auf meinen Lippen, nahm einen scharfen, ätzenden Geruch wahr und stellte gleichzeitig fest, daß ich meinen linken Arm nicht mehr bewegen konnte, weil er ebenfalls von einer Klaue festgehalten wurde.

Und noch etwas geschah.

Die Hände wollten mich nicht erwürgen oder erschlagen, nein, sie hatten etwas ganz anderes vor, denn dieser Friedhof besaß noch ein tödliches Geheimnis.

Sein Boden war nicht nur weich, sondern auch durchlässig. Das heißt, den Händen konnte es ohne weiteres gelingen, mich in die feuchte, kalte Erde zu ziehen.

Das war grausam.

Ich merkte schon, wie der Arm am Ellbogen einsackte. Bald würde wirklich mein linker Arm verschwunden sein, denn die Klaue drückte mit aller Kraft.

Verbissen kämpfte ich dagegen an. Noch war es meinen unheimlichen Gegnern nicht gelungen, mir mein Kreuz zu entwenden. Nach wie vor hielt ich es fest. Die Finger der Rechten schlossen sich darum. Mit seinem oberen Teil schaute es aus meiner Faust.

Zuerst traf ich die Klaue auf meinem Gesicht. Ich rammte das Kreuz förmlich in den Handrücken hinein und hatte soviel Kraft und Wut hinter den Stoß gelegt, daß die Haut nachgab.

Zuletzt hatte ich die Luft angehalten. Dies war gut so, denn sonst wäre mir der stinkende Qualm noch in den Rachen gedrungen, als die Hand verdorrte.

Sie rieselte an beiden Seiten meines Gesichts entlang. Als Staub blieb sie daneben liegen.

Das wäre geschafft.

Ich rollte mich auf die linke Seite, da ich momentan nicht von einer anderen Klaue angegriffen wurde.

Da sah ich meinen Arm.

Oder vielmehr das, was noch von ihm zu erkennen war. Der Rest, von der Hand bis zum Ellbogen, befand sich nämlich innerhalb des Friedhofsbodens.

Und sie wurde weiter gezogen. In der Tiefe der Erde mußten Kräfte verborgen sein, die dies bewerkstelligten. Sie zeigten sich dafür verantwortlich.

Wenn ich noch lange zögerte, war es vielleicht zu spät. Die

Bewegung meines Körpers machte auch die rechte Hand mit. Und natürlich das Kreuz.

Die Klaue, die meinen linken umklammert hielt, befand sich noch halb über der Erde. Die Berührung mit dem Kreuz hatte sich nichts entgegenzusetzen.

Voll wirkte diese Magie.

Sie strahlte in regelrechten Etappen ab, breitete sich aus und drang auch in das Innere der Erde.

Mein Arm kam frei.

Ich mußte zwar noch kräftig ziehen, doch ich schaffte es, ihn aus dem Boden zu reißen.

Endlich!

Sofort warf ich mich herum. Mein Gesicht war mit Dreck beschmiert, der Atem ging keuchend, und es gelang mir tatsächlich, auf die Füße zu kommen, wobei ich noch eine weitere Klaue zerstörte, indem ich mein Kreuz, an der Silberkette haltend, nach vorn schleuderte, damit es treffen konnte.

Das nannte man Glück.

Aber wie war es den anderen ergangen? Ich ließ meinen Blick über den Friedhof schweifen, auf dem mehr als die Hälfte der Klauen verdorrt waren.

Suko hatte schwer zu kämpfen. Auch er befand sich nicht mehr in der aufrechten Lage, sondern hockte am Boden.

Zwei Klauen hielten seinen rechten Arm fest, so daß nicht einmal der kräftige Chinese dazu kam, seine Peitsche einzusetzen.

Noch schlechter erging es Lady Sarah und Detlev Menningmann. Der junge Maler hatte sich entschlossen, in den Kampf einzugreifen. Er konnte einfach nicht mehr zusehen, was diese Klauenhände mit Sarah Goldwyn anstellten. Er mußte etwas tun.

Durch sein mutiges Eingreifen war er ebenfalls in die Falle der Klauen geraten. Wie Lady Sarah lag auch er am Boden und wehrte sich mit bloßen Händen gegen die gefährliche Übermacht.

Es war ein Kampf, den beide verlieren mußten. Auf Opfer wie sie hatten die Hände gerade noch gewartet. Sie gaben ihnen nicht die Spur einer Chance.

Ich rannte.

Zwar versuchten noch übriggebliebene Klauen nach mir zu greifen, doch meine Sätze konnte man mit denen eines Dreispringers vergleichen. Es waren zwei Sätze. Zudem schwang ich noch mein Kreuz, so daß es sich immer in der Nähe irgendwelcher Hände befand, die dann zurückwichen.

Ich mußte sie retten!

Dann war ich da!

Zuerst sah ich das Gesicht des Malers. In unsagbarem Schrecken

hatte es sich verzerrt, denn auch Detlev Menningmann spürte die mörderische Kraft, die in der Erde lauerte und ihn vernichten wollte. Schräg steckte er mit seinem Körper im Boden. Drei Klauen hielten ihn fest, während Lady Sarahs Füße nur eingesunken waren.

Detlev befand sich näher bei mir.

Ich hielt inzwischen nicht nur das Kreuz in der Hand, sondern hatte auch den Dolch gezogen. So war ich zweimal bewaffnet, und das war auch bitter nötig.

Die Schneide des geweihten Silberdolchs riß eine Handfläche vom Ballen bis zu den Fingern auf, und die grünliche Flüssigkeit sickerte aus der Schnittwunde, bevor diese eintrocknete und die Hand verdorrte.

Dreimal stach ich mit dem Messer zu, und alle drei Hände, die den Maler umklammert hielten, verdorrten.

Plötzlich war Suko da. Ich hörte das Pfeifen der Riemen, als er mit der Peitsche zuschlug und auch Lady Sarah aus ihrer gefährlichen Situation befreite.

Wir halfen ihr ebenso hoch, wie dem jungen Mann. Die letzte Szene hatte sich am Rand des geheimnisvollen Friedhofs abgespielt, so brauchten wir nur ein paar Schritte, um von diesem Gelände zu kommen.

Der Chinese zog die Horror-Oma mit, ich hatte mich des Malers angenommen.

Schweratmend blieben wir stehen.

»Meinen Stock hätte ich gern wieder«, sagte die Horror-Oma und schaute mich an.

Ich nickte und holte ihn ihr, wobei ich noch zwei Hände mit dem Kreuz erledigte.

Als ich zurückkam, hatte Detlev Menningmann den Kopf gesenkt. Er konnte nicht fassen, was er erlebt hatte. Ein paarmal mußte er schlucken, bevor er überhaupt einen Ton hervorbrachte. Suko stützte ihn, während sich Lady Sarah gut hielt.

»Wie…wie war das möglich?« fragte Detlev. »Wie haben Sie diese Hände erledigen können?«

»Das erzähle ich Ihnen vielleicht später. Sie und Lady Sarah müssen zuerst einmal von hier verschwinden!« Bei diesen Worten schaute ich Mrs. Goldwyn scharf an.

Und diesmal protestierte sie nicht. Am eigenen Leibe hatte sie erfahren, wie haarscharf es diesmal gewesen war und daß es besser war, meinen Befehlen zu folgen.

Alle vier sahen wir ziemlich verdreckt und ramponiert aus. Aber wir lebten, und das allein zählte.

»Und wo sollen wir hin?« fragte Detlev Menningmann.

»Zum Wagen.« Ich deutete in die entsprechende Richtung und hatte

dabei das Gefühl, am Ende dieser geheimnisvollen Stadt durch eine große Scheibe zu schauen, die unsere normale Welt von der hier scharf trennte.

»Moment noch«, sagte Suko.

Seine Stimme hatte so geklungen, als läge weiter Ärger in der Luft. Der Chinese hatte sich nicht getäuscht, denn plötzlich sahen wir etwas Schauriges.

Wie Steine kippten tote Vögel von den Ästen und Zweigen nach unten.

Sie klatschten zu Boden und blieben liegen, ohne sich auch nur zu rühren.

Nicht nur von den Bäumen fielen sie, auch von den Vorsprüngen und Erkern des großen Gebäudes, das in der Nähe lag und nur aus Säulen zu bestehen schien.

Für einen Moment standen wir wie angewurzelt auf der Stelle.

»Verstehen Sie das, John?« fragte Lady Sarah.

Ich hob die Schultern.

Suko bewegte sich ein wenig zur Seite und hob einen Vogel auf. »Tot«, stellte er fest. »Da ist wirklich nichts zu machen.«

»Aber es muß einen Grund haben«, rief Detlev Menningmann.

»Den hat es auch«, erwiderte ich, denn mir war plötzlich etwas eingefallen. Wir hatten die Klauen vernichtet. Und mit ihnen waren auch die Vögel gestorben, wenigstens ein Teil von ihnen. Wahrscheinlich standen sie mit den Händen in magischer Verbindung.

Das sagte ich auch.

»Verdammt, John, du kannst recht haben«, stimmte Suko mir zu.

»Aber da sind noch andere.« Lady Sarah sagte dies. Als hätte sie ein Stichwort gegeben, so erhoben sich die Vögel plötzlich von ihren Plätzen.

Ein gewaltiger Schwarm stieg in die Luft, um sich dort zu formieren. Sie bildeten eine wild flatternde Wand, und sie hatten sich ein Ziel ausgesucht.

Uns!

***

»Sterben!« schrie Elena. »Sterben sollst du, Verdammte der Hölle. Die Menschen wollen endlich Ruhe vor dir haben. Verschwinde in dein Reich. Geh in Flammen auf und…«

Iris reagierte. Obwohl bereits die ersten Feuerzungen an ihrem Totenhemd hochleckten, fand sie noch die Zeit, zurückzuspringen, um somit aus dem Bereich des unmittelbaren Feuers zu gelangen. Dabei schlug sie mit den Händen gegen ihr dünnes Hemd, und es gelang ihr tatsächlich, das Feuer zu ersticken. Zwar war ein Teil ihres Totenhemdes geschwärzt, doch das machte ihr nichts aus. Hauptsache,

sie war nicht von den Flammen direkt erfaßt worden.
Sie lachte.
Laut und dröhnend hallte das Gelächter durch den langen Säulengang.
Die Arme hatte sie halb erhoben, die Hände zu Fäusten geballt. Das Gesicht war verzerrt, und das Wechselspiel zwischen Licht und Schatten machten aus ihm eine regelrechte Fratze. Mal lag die rechte Hälfte im Dunklen, mal die linke, und auf dem Boden brannte das Petroleum langsam aus.
»Du hast es tatsächlich gewagt?« kreischte sie. »Tatsächlich? Aber du schaffst mich nicht. Auch das Feuer will mich nicht töten. Es war der Beweis, daß alles so bleiben soll, wie es war. Ich werde nun die Herrschaft über Glora an mich reißen! Ob es dir nun paßt oder nicht, Schwester!«
Elena wich zurück. In ihren dunklen Pupillen leuchtete der Widerschein der Flammen. Sie hatte sich von der Attacke etwas erhofft und war nun enttäuscht, daß sie nichts gebracht hatte. Durch Geschick und Raffinesse war es ihrer Schwester gelungen, dem unheilvollen Feuer zu entkommen.
Und Iris würde zurückschlagen, das war sicher. Die Untote schritt auch bereits vor. Um den brennenden Rest schlug sie einen Bogen, näherte sich dem Leuchter und ergriff ihn. Obwohl er sehr schwer war, schaffte sie es, ihn mit einer Hand in die Höhe zu hieven. Sie umklammerte ihn mit der rechten Hand, und die Flammen der Kerzen tanzten über die Dochte, als sich Iris mit dem Leuchter in Bewegung setzte. Schritt für Schritt kam sie auf Elena zu.
Zwei Schwestern standen sich gegenüber. Zwei Frauen, die von gleichem Elternpaar stammten. Eine Druidin hatte sich mit einem Menschen zusammengetan und zwei Mädchen geboren.
Eine gut die andere schlecht.
Lange hatte es gedauert, bis sie aneinandergestoßen waren. Sehr lange.
Zudem mußten sich ihre Eigenschaften erst herauskristallisieren.
Nun war es soweit.
Eine nur konnte gewinnen!
Elena wich zurück. Den Schock der Niederlage hatte sie noch immer nicht überwunden. Wie konnte sie es schaffen, ihre Schwester zu besiegen?
Wie, zum Henker?
Sie ging schneller, denn sie mußte sich etwas einfallen lassen.
Verzweiflung flackerte in ihrem Blick, ihre Gesichtsmuskeln zuckten, sie schluckte hart, und in ihren Knien begann ein Zittern, als wäre sie ein menschliches Wesen.
»Es nützt überhaupt nichts, wenn du fortläufst«, flüsterte die blonde

Iris.

»Gar nichts, meine Kleine. Ich werde dich töten, und es gibt hier kein Versteck. Die Stadt gehört nicht nur mir, diese Stadt bin ich selbst. Ich bin die Erbin, ich bin Glora.«

Es waren harte Worte, die Elena zu hören bekam. Aber sie entsprachen den Tatsachen. Und trotzdem wollte Elena nicht aufgeben. Es nutzte auch nichts, wenn sie weiter zurückwich, in die Tiefe dieses unübersehbaren Raumes hinein, sie mußte sich stellen und versuchen, mit eigener Kraft dem Dilemma zu entkommen.

Wie von selbst drang die Beschwörungsformel über ihre Lippen. »Sarini per fornata. Xontare labi verdono!«

Damit rief sie die Geister im Jenseits. Die Herrscher des Lichts, die Götter der Weißen Magie, und sie hoffte, daß einer ihr helfen konnte, der Mächtigste.

Der Seher!

Kaum waren die beschwörenden Worte über ihre Lippen gedrungen, als sie innerhalb des langen Säulengangs nachhallten und ein langes Echo erzeugten. Es schien, als würden irgendwo Lautsprecher stehen, die die Worte des schwarzhaarigen Mädchens noch verstärkten.

Aber es war nur die Kraft der Beschwörung, die so wirkte. Ansonsten zeigte sie kaum Wirkung.

Zwar entstand zwischen den beiden Frauen ein Flirren, und für einen winzigen Moment erschien auch ein altes, aber dennoch jung wirkendes Gesicht mit unsagbar klaren Augen, die in die Ewigkeit zu schauen schienen.

Der Seher!

Nur konnte er nicht eingreifen. Da gab es etwas, das ihn von Elena trennte, eine ungemein starke Druidenmagie, die sich über die Jahrhunderte gehalten hatte und sogar noch erstarkt worden war.

Der Seher schaffte es nicht.

Sein Bild verblaßte und verschwand…

Lachen.

Boshaft, teuflisch drang es aus dem Mund der Druiden-Erbin. »Glora bin ich allein«, sagte sie danach. »Ich ganz allein, und ich werde es auch bleiben. Nie, niemals wirst du es schaffen, mich zu besiegen. Das schwöre ich!«

Und sie ging weiter, wobei sie den Kerzenleuchter noch höher hob, bis sich die Flammen in einer Linie mit ihren Lippen befanden.

Dann blies sie gegen das Feuer.

Zuerst flackerten die Flammen. Es wurde für einen Moment dunkel.

Dann aber wurden sie explosionsartig größer. Schwarze Magie machte aus den kleinen Flammen eine mörderische Waffe.

»Wolltest du mich nicht verbrennen?« kreischte Iris. »Wolltest du mich nicht als Asche sehen?«

»Ja, ja!« schrie Elena.
»Dann wirst du zu Asche. Denn du sollst im Feuer der Druiden krepieren. Im grünen Druidenlicht zerplatzen!«
Sie hatte die Sätze kaum ausgesprochen, als sich die Farbe der armlangen Flammen änderte. Sie nahmen tatsächlich einen anderen Schein an. Einen grünen, fahlen Druidenschein, und er flackerte über die Gesichter der beiden Frauen, ließ sie so bleich aussehen, als hätten sie schon tagelang in einer alten Gruft gelegen.
Iris kippte den Leuchter. Bedächtig tat sie dies, und die Flammen gerieten in eine waagerechte Lage.
Wie Dolche wiesen sie auf Elena.
»Jetzt!« schrie Iris. »Jetzt mußt du daran glauben, du verfluchtes Weibsbild!«
Da sah Elena hinter Iris eine Bewegung. Schattenhaft zuerst, doch im nächsten Augenblick schälten sich zwei Menschen aus der Düsternis.
Ein Mann und eine Frau.
Detlev Menningmann und Sarah Goldwyn. Sie kamen genau vom Regen in die Traufe…

***

Mir schwebte noch immer das Bild der beiden Toten vor Augen. Und jetzt war ich sicher, daß sich die Krähen und Raben für den Tod der Männer verantwortlich zeigten. Als Totenvögel geisterten diese Tiere durch die Sagen und Legenden, für mich waren es Killervögel geworden.
Die neue Opfer gefunden hatten. Nämlich uns!
Wir mußten blitzschnell überlegen, was wir unternehmen sollten. Suko und ich konnten uns wehren, aber wie sah es mit Sarah Goldwyn und Detlev Menningmann aus?
Die Vögel verdunkelten für einen Moment den Himmel über uns. Noch stießen sie nicht herab, waren sie unschlüssig, aber auch aufgeregt, denn ich hörte ihr Schreien und Krächzen.
Sarah Goldwyn drängte sich gegen mich. »John, mein Junge, jetzt mußt du dir etwas einfallen lassen«, sagte sie.
»Und wie?«
»Schützt dich dein Kreuz?«
Ich hob die Schultern. Sarah Goldwyn hatte mich geduzt. Ein Zeichen dafür, wo sie doch sonst so auf Distanz hielt, unter welch einer Spannung auch sie stand.
»Ihr müßt auf jeden Fall aus der Gefahrenzone«, erklärte ich.
»Und wohin?«
Ich deutete nach vorn, wo das geheimnisvolle Säulenhaus stand. »Dort könnt ihr euch vielleicht verstecken.«
»Aber wir..«

Ich schüttelte den Kopf und unterbrach Detlev Menningmann, kaum daß er angefangen hatte. »Es gibt keine Wenns und Einwände. Ihr habt sonst keine Chance.«

Lady Sarah ergriff die Initiative. Bevor Detlev sich rührte, packte sie ihn am Arm und zog ihn mit. Über die Schulter warf sie uns noch einen besorgten Blick zu.

Auch wir schauten nicht fröhlich aus der Wäsche, denn für uns würde es bald um Leben und Tod gehen. Normalerweise hätten die Vögel schon längst angreifen müssen. Warum sie sich zurückhielten, wußte ich auch nicht. Vielleicht waren sie durch die Vernichtung der Hände ein wenig aus der Fassung geraten. Wie dem auch sei, lange würden sie nicht mehr zögern.

Ich behielt recht.

Lady Sarah und der junge Maler waren kaum verschwunden, als sich das erste Dutzend Vögel schon auf uns stürzte. Suko und ich spritzten auseinander, obwohl jeder von uns den unheimlichen Friedhof als Ziel hatte.

Ich sprang mit einem gewaltigen Satz vor, erreichte den Friedhof an einer Stelle, wo ich bereits mit meinem Kreuz aufgeräumt hatte und hörte dicht neben meinem rechten Ohr das Flattern.

Ich schlug nach hinten.

Ein krächzender Schrei, nachdem mein Kreuz auf Widerstand gestoßen war. Dann klatschte neben mir etwas zu Boden. Es war einer der schwarzen Vögel.

Ihn hatte ich erledigt.

Suko hatte wieder seine Peitsche genommen. Er schlug damit um sich, traf auch einen Vogel, dessen Gefieder grau wurde und als Asche zu Boden rieselte.

Aber es waren zu viele.

Schon griffen mich die ersten an, flogen gegen meinen Rücken und hackten mit ihren spitzen Schnäbeln zu. Vor langer Zeit hatte ich mal gegen Geistervögel gekämpft und wußte deshalb, wie gefährlich sie werden konnten.[4]

Hinzu kamen noch die grünen Klauen, die wieder nach mir griffen. Die Druidenmagie war hier ungemein stark.

Wie sollten wir dagegen ankommen? Mein Kreuz!

Himmel, warum half mir denn mein Kreuz nicht? Ich merkte doch, wie es sich erwärmte und damit begann, eine Gegenmagie aufzubauen. Es wollte nicht zulassen, daß die andere stärker war.

Ich fiel zu Boden.

Eine schwarze Wolke umflatterte mich. Wieder hackten Schnäbel, ich vernahm das Flattern der Flügel, und dann rammte ich das Kreuz in den Boden und griff gleichzeitig zu meinem Dolch. Mit ihm in der Faust schwang ich herum, stach zu und traf auch, denn die Tiere

bildeten einen dichten Pulk, der mich umflatterte und mich zu Boden drücken wollte.

Sie kamen nicht so recht an mich heran, das sah ich schon, denn mein Kreuz hatte sich in diesen Augenblicken stärker aufgeladen. Es mußte von irgendwoher Kraft bekommen haben. Es schien diesem wertvollem Kruzifix nicht recht zu sein, daß eine andere, fremde Magie die Oberhand gewinnen wollte. So jedenfalls sah ich es, denn anders konnte ich mir die Reaktion auch nicht erklären, die plötzlich einsetzte..

Ein silberfarbener Schimmer breitete sich über den gesamten Friedhof aus. In meinem Kreuz hatte er seinen Ursprung, fand dort die Kraft und wurde zu einem regelrechten Teppich, der dicht über dem Boden schwebte.

Die Vögel zuckten zurück, sobald sie der Aura zu nahe kamen. Ich nutzte meine Chance und warf mich zu Boden, damit ich mich selbst durch die Aura schützen konnte.

Auch Suko schrie ich zu, daß er nach unten tauchen sollte. Mein Freund und Kollege verstand.

Dann lagen wir beide und waren in den nächsten Sekunden nur noch Statisten. Wir bekamen mit, wie sich die Schwarze und Weiße Magie bekämpften.

Ich hatte, wie schon erwähnt, mein Kreuz in den Boden gestoßen. Das Leuchten konzentrierte sich besonders stark an den Enden, wo die Erzengel ihre Zeichen hinterlassen hatten. Und hier trafen sie auf eine Magie, die genau gegen gepolt war.

Obwohl ich schreckliche Sekunden durchlebte, machte ich mir Gedanken darüber, wie es kam, daß mein Kreuz gerade jetzt so reagierte. Es hatte in ähnlichen Situationen immer geschwiegen, wenn ich das mal so sagen darf, aber nun entfaltete es eine große und auch starke Magie.

Damals wußte ich nicht, daß es das Mädchen Elena gewesen war, daß die Geister des Lichts angerufen hatte. Und mein Kreuz stand mit ihnen in Verbindung. Auf dem Weg durch die Dimensionen war es den Geistern gelungen, mit dem Kreuz Kontakt aufzunehmen. Sie wurden sozusagen von ihm angezogen wie ein Magnet.

Deshalb diese plötzliche Aktivität.

Das Strahlen verdichtete sich noch mehr und gleichzeitig breitete es sich weiter aus. Es wurde zu einem leuchtenden Schein, der mir wie eine dicke Haut vorkam, die uns schützte.

Ich hörte das Schreien der Vögel und riskierte es, den Kopf zu drehen.

Die Vögel starben.

Sie fielen buchstäblich vom Himmel wie zahlreiche Regentropfen, und mit ihnen vergingen auch die noch übriggebliebenen Klauen.

Auch sie kamen gegen die starke Magie meines Kreuzes nicht an. Sie verdorrten, knickten weg und wurden zu Staub.

Suko und ich waren gerettet.

Ich stemmte mich auf die Knie und schaute mein Kreuz an. Innerhalb des pulsierenden und strahlenden Lichts war es kaum zu sehen. Das Zentrum der Weißen Magie befand sich dort, und ich glaubte auch, etwas zu erkennen.

Etwas Bestimmtes.

Fahrig wischte ich mir über die Augen, weil mich das Bild dort tief traf.

Ein verschwommenes Gesicht, ein lächelnder Mund und zwei Augen, in denen das Wissen der Ewigkeit zu stehen schien.

Das war er, das war der Seher!

Innerlich verkrampfte ich mich. Ein Schauer lief über meinen Rücken.

Endlich, nach langer Zeit, hatte ich ihn wieder vor mir gesehen. Zuletzt in Atlantis, als er mich, John Sinclair, gerettet hatte. Jetzt hatte er wieder eingegriffen und war zu meinem Schutzpatron geworden.

Hart mußte ich schlucken. Dies waren wirklich Momente, wo man ein Gefühl schlecht beschreiben kann. Ich spürte alles, Freunde, Kraft und auch den Mut weiterzumachen.

Ja, ich wollte die Gegner besiegen! Verschwand das Bild wieder?

Nein, es verdichtete sich und wurde klarer. Stärker traten die Umrisse hervor, ich sah vor allen Dingen die Augen und den Mund, bei dem sich die Lippen bewegten.

Der Seher wollte mir etwas mitteilen.

Dann vernahm ich Bruchstücke seiner Worte. Allerdings sprach er nicht laute, sondern auf telepathischem Wege zu mir. Ich hörte die Stimme in meinem Kopf.

»Gefahr, John Sinclair… Hölle…lauert. Asmodina…Dr. Tod wird sich… du mußt aufpassen… das Zentrum des Schreckens… das Tor zur Hölle… sehen… du wirst es sehen… bald… Gefahr…!«

In diesem Augenblick zerbrach die Verbindung. Das Gesicht löste sich auf, es wurde zu einem grauen Streifen, der mir wie ein Nebelschleier vorkam.

Dafür sah ich andere Gesichtszüge. Für den Bruchteil einer Sekunde erschienen die Umrisse eines satanisch lächelnden Frauenkopfs mit zwei Hörnern. Asmodina, die Tochter des Teufels. Sie grinste mich an, und hinter ihr erkannte ich riesengroß eine schwarze Gestalt, den Spuk!

Dann war auch dieses Bild verschwunden.

Ich stand Sekunden wie erstarrt. Die letzten Eindrücke waren zu schnell über mich hergefallen. Ich kam mir vor wie verzaubert und

mußte meine Gedanken erst sortieren.

Der Seher war erschienen und hatte mich gewarnt. Ja, ich faßte es als Warnung auf. Irgend etwas bahnte sich in der näheren Zukunft an, dessen war ich mir sicher. Und es mußte mit Asmodina und dem Spuk zu tun haben, denn hier im Kreuzpunkt der Magien, wo mehrere Ströme aufeinandertrafen, wo die Zeit vielleicht aufgehoben wurde, hatte ich dieses seltsame Erlebnis gehabt.

Ein Blick in die Zukunft?

Nein, ich hatte keinen Blick dorthin werfen können. Man hatte mich nur vor der Zukunft gewarnt, vielleicht vor einer wichtigen Entscheidung, die mit der Teufelstochter in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Das war gut möglich.

Schwer atmete ich aus. Hier in dieser geheimnisvollen Druidenstadt spielte Asmodina keine Rolle, dessen war ich mir sicher. Aber sie würde zurückkehren, das hatte ich nun erfahren. Und das mußte einmal kommen, denn eine Entscheidung lag in der Luft, zudem Dr. Tod seine Mordliga vollständig hatte.

Mir lief ein Schauer über den Rücken, während ich daran dachte, und als ich die Hand auf meiner Schulter spürte, da schreckte ich regelrecht hoch.

Suko hatte mich berührt.

»Wir haben es geschafft, John«, sagte er mit ruhiger Stimme.

Ich drehte mich um und nickte nur. Sonst sagte ich kein Wort.

Natürlich merkte mein Freund, was mit mir los war, denn er stieß mich an. »He, Alter, du machst ein Gesicht, als wäre dir die Petersilie verhagelt.«

»Nein, das nicht.«

»Sondern?«

Ich hob die Schultern. »Das ist schlecht zu erklären, weißt du Suko.«

»Rede schon.«

Ich berichtete in Stichworten, und mein chinesischer Freund wurde sehr nachdenklich.

»Ja«, sagte er nach einer Weile, »das ist wirklich ein verdammt hartes Stück.«

»Und wie.«

»Aber sieh dich mal um!«

Ich schaute in die Runde. Die Vögel bildeten auf dem Friedhof einen Teppich. Einen grauen Teppich, in dem hin und wieder weiß die Knochen schimmerten. Letzte Reste, die allerdings auch vergehen würden, dessen war ich sicher.

Wir brauchten wirklich nicht lange zu warten, denn auch die Knochen lösten sich auf und wurden zu einem feinen Mehl, das seinen Schleier auf dem unheimlichen Friedhof hinterließ.

Auch von den Händen war nichts mehr zu sehen. Verdorrt und vernichtet lagen sie ebenfalls auf der weichen feuchten Erde. Ich hob die Schultern, bückte mich und nahm mein Kreuz an mich. Mein Blick glitt in die Ferne, als ich auf das wertvolle Kleinod schaute. Irgendwie kam ich mir auf diesem Friedhof verloren vor und doch war ich wieder voller Optimismus, auch was die Zukunft anging.

Ich hatte eine Warnung erhalten. Das machte mir Mut. Hätte ich zu diesem Zeitpunkt allerdings schon gewußt, was mir bevorstand, ich hätte mich am besten in den Boden verkrochen. So aber war ich weiterhin relativ unbelastet.

»Die Seelen haben Ruhe«, sagte Suko mit dumpfer Stimme. »Wir haben hier die Magie der Druiden zerstört.«

»Ja, hier und…«

»Verdammt«, sagte der Chinese. »Was ist mit Sarah Goldwyn und Detlev Menningmann?«

Himmel, jetzt kamen die Vorwürfe. Wir hatten uns so auf uns selbst und den letzten Kampf konzentriert, daß wir die beiden regelrecht vergessen hatten.

Wie mochte es ihnen ergangen sein?

»Komm, Suko«, sagte ich und lief schon los, denn noch hatten wir dieses geheimnisvolle untote Mädchen nicht entdeckt. Iris Dexter schien mir der Dreh-und Angelpunkt des Ganzen zu sein…

***

Elena ahnte das Unheil!

Sie wußte, daß zwei Menschen gekommen waren, die Iris dank ihrer magischen Druidenkräfte praktisch durch ein Schnippen der Finger erledigen konnte.

»Weg!« schrie sie. »Lauft zurück!«

Die beiden stoppten und gerieten auch in den Lichtschein der brennenden Kerzen.

Elena erkannte, daß es sich dabei um eine ältere Frau und einen jüngeren Mann handelte. Es interessierte sie nicht, wie die beiden in die Stadt gekommen waren, sie wollte nur nicht, daß sie ein Opfer der Untoten wurden.

Iris drehte sich. Noch in der Bewegung verzerrten sich die Lippen zu einem boshaften Lächeln.

»Wen haben wir denn da?« kicherte sie. »Zwei nette, kleine Menschen, die sich wohl verlaufen haben. Oder hast du sie zu deinem Schutz mitgebracht, Schwester?«

»Nein!«

Iris ging einen Schritt zurück und baute sich dann so auf, daß sie ihre Schwester Elena, als auch Mrs. Goldwyn und den jungen Maler im Augen behalten konnte.

»Kommt her!« sagte sie. »Los, ein bißchen näher. Ich will euch anschauen.«

»Nein, bleibt!« schrie Elena. Ihre Stimme hallte in der langen Säulenhalle wider.

Da hielt Iris den Leuchter schräg. Wie Lanzen stachen die grünen Flammen vor, zischten auf Detlev Menningmann und Sarah Goldwyn zu, so daß sie hastig zurück mußten, um nicht verbrannt zu werden.

»Wollt ihr jetzt schon im magischen Feuer schmoren?« höhnte Iris.

»Ich bringe euch um. Ihr seid in meine Stadt eingedrungen, eine Stadt, die nur mir gehört, die ich selbst bin. Ich, die Erbin einer großen Druidenmagie.«

Wild warf sie ihren Kopf von einer Seite zur anderen. Die Augen funkelten, und aus ihrer Kehle drang ein tiefes Knurren.

Elena wußte, daß ihre Schwester nicht spaßte. Und sie wollte die beiden Menschen retten. Iris sollte nicht triumphieren. Auf keinen Fall.

Und sie setzte alles auf eine Karte.

So kräftig es ging, stieß sie sich ab. Sie hechtete auf Iris zu, die noch immer den schweren Leuchter in der Hand hielt. Iris sah zwar die Bewegung, fuhr auch herum, aber sie kam nicht mehr dazu, den Leuchter gegen ihre Schwester zu schleudern, denn Elena hatte sie angesprungen und klammerte sich an Iris fest. Ihre Hände fanden das Leichenhemd und krallten sich darin fest. Mit den Füßen stützte sich Elena ab und drückte Iris so weit zurück, bis sie mit dem Rücken gegen eine Säule prallte.

»Lauft«, brüllte Elena. »Lauft doch endlich weg!« Danach konnte sie sich um die beiden nicht mehr kümmern, denn Iris zeigte, wie stark sie war.

Mit dem Leuchter schlug sie zu.

Das schwere Ding aus Eisen wuchtete in den Rücken der schwarzhaarigen Elena. Es trieb sie in die Knie, und sie stöhnte laut auf.

Aus ihrer Kehle drang ein Röcheln, und die Gestalt wurde für einen winzigen Moment durchsichtig. Elena versuchte, sich zu entmaterialisieren, was ihr allerdings nicht gelang, denn die Druidenmagie konzentrierte sich ausgerechnet in dieser geheimnisvollen Halle. Sie war einfach zu stark, und Elena kam nicht gegen sie an.

Das Mädchen fiel zu Boden. Auf dem Rücken blieb es liegen und schaffte es nicht, einem Tritt auszuweichen, den ihre Schwester auf ihr Gesicht gezielt hatte.

Voll mußte sie ihn nehmen.

Iris lachte auf. Sie wechselte den Kerzenleuchter in die linke Hand und hatte nun die rechte Klaue frei.

Blitzschnell bückte sie sich und riß ihre Schwester vom Boden hoch.

»Erst töte ich dich, und danach sind die beiden dran. Darauf kannst du dich verlassen. Das Erbe meiner Mutter hat mich zu ihrer Nachfolgerin bestimmt. Du bist den anderen Weg gegangen, den falschen.. Ich habe den richtigen genommen, und das werde ich dir nun beweisen, Schwester.« Während dieser Worte hatte sie schon den linken Arm gehoben, um den Leuchter auf den Kopf der Schwarzhaarigen zu schmettern.

Das sahen auch Sarah Goldwyn und der Maler Detlev Menningmann.

Vor allen Dingen Sarah war entsetzt, während Detlev die Vorgänge mit großen Augen beobachtete und sich einfach nicht von der Stelle rühren konnte.

»Töten!« schrie Iris. »Töten!«

Sie wollte zuschlagen.

Da griff die Horror-Oma ein. Zum Glück besaßt sie noch ihren Stock.

Und der war mit einem bleigefütterten Griff ausgestattet. So manches Mal hatte er ihr gute Dienst erwiesen. Damit konnte sie zwar keine Dämonen töten, aber vielleicht lenkte ein gezielter Schlag die Wahnsinnige von ihrem Vorhaben ab.

Lady Sarah führte den Hieb ein wenig schräg, und der Bleigriff hämmerte wuchtig gegen die rechte Seite des Schädels.

Iris zuckte tatsächlich zusammen, denn damit hatte sie nicht gerechnet.

An der Stirnseite platzte die Haut auf, und ein heller Streifen rann aus der schmalen Wunde. Es war Blut mit einer wäßrigen Flüssigkeit vermischt.

Iris schüttelte den Kopf, so als wollte sie die Wirkung der Schläge von sich abwehren.

Dann schrie sie.

Aber nicht von Angst, sondern voller Wut, und sie schlug auch mit dem Leuchter zu.

Lady Sarah hatte damit gerechnet. Sie war schon vorher ausgewichen, so daß sie der Hieb verfehlte. Die brennenden Kerzen jedoch stießen weiter ihre Feuerlanzen aus. Sie glitten über den Boden, und als sich Iris drehte, da erfaßten die langen Feuerlanzen plötzlich das Kleid ihrer Schwester.

Der Stoff war trocken, vielleicht auch uralt. Auf jeden Fall stand er sofort in Flammen.

»Neiiinn!« brüllte die schwarzhaarige Elena, stand für eine Sekunde unbeweglich und mußte mit ansehen, wie das Feuer an ihrem langen Rock hoch leckte.

Im Nu war sie ein Flammenbündel! Aber nicht rot oder gelb loderte das Feuer an ihr hoch, sondern fahlgrün. Druidenfeuer!

Und Iris lachte. Sie stand da mit glänzenden Augen, weit in den

Nacken zurückgelegtem Kopf, und in ihren Pupillen spiegelte sich der Widerschein der grünen Flammen.

Lady Sarah Goldwyn sah ein, daß sie hier nichts mehr machen konnte.

Im Moment jedoch bot sich ihnen eine Fluchtchance, da sich Iris voll und ganz auf ihre brennende Schwester konzentrierte, über deren Lippen nicht ein Laut des Wehklagens oder Schmerzes drang, as sie sich im Kreis drehte, zur Seite taumelte und dann aufrecht stehenblieb, umlodert vom grünen Druidenfeuer, das langsam ihr Gesicht zerschmolz, so daß es wie eine Masse aus Wachs wirkte, die jemand erhitzt hatte, damit sie zerlief.

Sarah Goldwyn stieß den jungen Maler an. »Kommen Sie, Detlev!« zischte sie.

Menningmann nickte. In seinen Augen stand die Angst. Er sah hier etwas, das schlimmer war als die Geschichten, die man ihm abends oder nachts erzählt hatte.

Da konnte man sich schön gruseln, aber hier erlebte er einen realen Schrecken, der ihn gefaßt hielt und einfach nicht mehr loslassen wollte.

Elena brach zusammen. Sie bot ein schauriges Bild, denn zuletzt wurden ihre Hände vom Feuer erfaßt. Als Rest stachen sie noch aus der grünen Flammenwand hervor, dann schmolzen sie einfach zusammen, wie der übrige Körper auch.

Jetzt wurde es für die beiden Zeit. Als sich Detlev noch immer nicht rührte, zog ihn Sarah Goldwyn einfach mit.

Zwei Schritte kamen sie weit, dann wurde ihre Flucht von Iris jäh gestoppt.

Etwas zuckte vor ihnen auf, ein grüner wabernder Schein, und im nächsten Moment sahen sie sich einer Flammenwand gegenüber, die ihnen wie ein sich bewegendes Gitter den Weg versperrte und eine starke Hitze erzeugte.

Sie schlug in ihre Gesichter.

»Was wolltet ihr denn?« hörten sie die hämische Stimme in ihrem Rücken. »Etwa fliehen?«

»Keine Angst!« hauchte Lady Sarah, »keine Angst, Junge. Wir schaffen es. Wie auch immer.« Die Horror-Oma glaubte selbst nicht daran. Ihre Stimme zitterte.

»Aber was machen wir?«

»Abwarten!«

»Nein, das…« Detlevs Gesicht verzerrte sich, und er schüttelte den Kopf, so daß seine blonden Haare flogen.

»Dreht euch um!« Der Befehl galt ihnen, und Iris hatte ihn ausgestoßen.

Sarah und Detlev gehorchten.

Vor ihnen stand sie. Kalt und erbarmungslos blickte sie die beiden Opfer an. In ihren Augen regte sich kein Funken. Gefühl. Der grüne Feuerschein malte sie an und gab selbst dem Blut auf ihrer Haut einen fahlen Schein.

»Der Tod ist euch sicher«, versprach sie. »Ihr seid in meine Stadt gekommen. Ihr habt sie entweiht, und der alte Druidenfluch wird euch treffen. Ihr werdet sterben, doch mit eurem Tod wird die Stadt Glora weiterleben, wie vor vielen, vielen hundert Jahren. Denn ich lebe, und ich bin Glora. Erst nachdem ich gestorben war, kehrte meine Magie in den Körper zurück. Und dies ist das Zeichen. Die Klaue der Druiden!« Hoch hielt sie ihre rechte Hand, damit Lady Sarah und der Maler sie auch deutlich sahen.

»Das ist sie!«

Lady Sarah versuchte, ein wenig Zeit zu gewinnen. Sie dachte an John Sinclair und Suko. »Ist denn nicht genug Blut geflossen? Hast du nicht genug getötet?«

»Wenn die alten Zeiten wieder aufleben, dann muß es so weitergehen wie früher. Der Friedhof brauchte neue Nahrung. Er ist alt, schon zu alt. Auf ihm ruhen die Toten, all die Seeleute, die an der Küste landeten oder strandeten. Sie waren für die Druiden willkommene Opfer. Meine Mutter hat sie damals der Hölle geweiht.« Wieder lachte Iris und ging auf Lady Sarah und Detlev zu. »Keiner kann mich aufhalten, keiner. Derjenige, der es versucht, wird umkommen, wie Elena, dieser kleine Dummkopf, der sich mit den Geistern des Lichts verbündet hat, um Unheil fernzuhalten. Fast wäre es ihr gelungen, aber nur fast. Ich bin doch stärker.«

Das brauchte sie nicht besonders zu betonen, Lady Sarah Goldwyn wußte es auch so.

Ihre Chancen waren wirklich gesunken. Sie kam nicht mehr aus diesem verdammten Haus weg, denn die grüne Feuerwand versperrte ihr und Detlev den Weg.

»Nun?« fragte Iris. »Bereit zum Sterben?« Es freute sie, die Angst in den Gesichtern ihrer Opfer zu sehen. Das bereitete ihr ein diebisches Vergnügen.

Wieder zuckte der Leuchter vor. Sie hielt diesen schweren Gegenstand, als bestünde er aus Pappe. Dies allein zeugte von ihren Kräften.

»Nichts«, flüsterte sie. »Nichts wird euch noch retten!« Sie wiederholte sich, aber sie wollte ihren Triumph doppelt und dreifach genießen.

»Glora braucht Opfer. Glora bekommt Opfer…«

Da fiel ein Schuß!

***

Ich hatte gefeuert.
Und Suko.
Beide hatten wir zur gleichen Zeit abgedrückt, so daß sich die Schüsse anhörten wie einer.
Wir standen noch hinter der Flammenwand, sahen die drei Gestalten wie durch einen dünnen, gespenstischen, tanzenden Vorhang, und wir hatten einfach angreifen müssen.
Beide Geschosse trafen.
Die Untote zuckte nur einmal zusammen. Für einen Moment sackte sie in die Knie, und wir hofften schon, daß die geweihten Silberkugeln sie getötet hätten, dann jedoch fing sie sich wieder. Ein Ruck ging durch ihren Körper, und sie kam in die Höhe.
Starr blieb sie stehen.
Trotz der tanzenden Flammen konnten wir die beiden Einschußlöcher in der Körpermitte sehen. Irgend etwas strömte daraus hervor. Genau zu erkennen war es nicht.
Und doch wollte sie nicht aufgeben.
»Sterben!« brüllte sie. »Sterben für Glora!« Ihre Worte hallten durch die lange Säulenpassage, und das schaurige Echo traf unsere Ohren. Wir durften keine Sekunde zögern. Obwohl sich die Flammenwand zwischen Sarah Goldwyn, dem jungen Maler und uns befand, zögerten wir keine Sekunde.
Suko und ich sprangen vor. Wobei ich allerdings den Anfang machte, denn ich trug das Kreuz in meiner rechten Hand. Irgendwie hoffte ich, von den Flammen nicht erfaßt zu werden, und als ich hineinstürmte, da erfüllte sich diese Hoffnung.
Vor meinem Kreuz wichen die Flammen zurück. Sie bogen sich nach hinten, als bestünden sie aus Gummi und jemand würde an ihnen ziehen. Ich hatte freie Bahn.
Auch Iris bekam das Phänomen mit. Sie wollte es nicht glauben, schaute mich an, und zum erstenmal sah ich Angst auf ihrem Gesicht. Hinter mir kümmerte sich der Chinese um Sarah Goldwyn und den jungen Deutschen.
»Jetzt bist du reif!« versprach ich Iris. »Du und deine verfluchte Stadt!«
Sie griff mich an, indem sie mir entgegen sprang und mich mit ihrer Klaue niederschlagen wollte. Fast hätten mir die langen Nägel noch mein Gesicht zerkratzt, doch durch eine Bewegung zur Seite entging ich der grünen Hand.
Dann kam ich durch.
Zuerst mit dem Kreuz.
Ich stieß es gegen die Klaue. In London hatte sie sich verändert, als ich sie mit dem Kruzifix berühren wollte. Diesmal nicht. Voll trafen beide aufeinander.

Ein Schrei.
Gellend ausgestoßen, und im nächsten Augenblick bewies mein Kreuz, daß es stärker war als die Druidenmagie. Die Hand wurde zerstört. Sie explodierte förmlich, und die Teile flogen nach allen Seiten weg.
Ich war noch nicht am Ende. Iris sollte vernichtet werden. Für immer und für alle Zeiten.
Sie wich vor mir zurück.
Mit der linken Hand hielt sie den Leuchter fest, während die rechte verbrannte und schwarz an der Seite herabhing. Sie wollte nicht sterben, sie versuchte alles, um sich zu retten, auch durch Flucht.
Ich ließ sie nicht weit kommen. Bevor sie mir entwischen konnte, hatte ich zugegriffen. Ich fiel ihr in den linken Arm und riß die Untote zu Boden.
Der Leuchter fiel auf sie. Ich mußte zurück, denn die grünen Strahlen hätten mich fast an der Seite erwischt.
Dafür erfaßten sie die Druidin!
Die grünen Flammen arbeiteten wie ein Schneidbrenner. Sie bohrten sich in den Körper des weiblichen Zombies, dabei zerstörten sie nicht nur die Haut, sondern auch den Körper von innen.
An drei verschiedenen Stellen wurde sie getroffen, und sie hatte der verzehrenden Kraft nichts entgegenzusetzen. Iris, oder ihre Hülle, wurde ausgehöhlt. Von innen regelrecht verzehrt. Faustgroße Löcher entstanden, die von Sekunde zu Sekunde an Umfang zunahmen und die seelenlose Hülle buchstäblich verdampften.
Zuletzt lag nur der Kopf da. Er zeigte ein verzerrtes grauenvolles Gesicht und einen zum Schrei geöffneten Mund, aus dem jedoch kein Laut hervordrang.
Iris Dexter, das Kind einer wieder geborenen Druidin und Erbe einer längst vergessenen, grauenhaften Stadt, verging.
Auch die Flammen fielen zusammen, und als ich mich umdrehte, da standen wir plötzlich im Freien.
Die Geisterstadt hatte sich aufgelöst. Sie würde nie mehr zurückkehren, denn ihr letzter Erbe war tot…

***

Detlev Menningmann schüttelte den Kopf. Er schaute uns der Reihe nach an, und danach glitt sein Blick über das weite Land. »Habe ich… habe ich eigentlich geträumt?« fragte er.
»Nein«, erwiderte ich.
»Aber es kommt mir so vor.«
»Dann denken Sie einfach, daß es ein Traum gewesen ist, Detlev. Okay?«
Er nickte.

Wir alle wußten, daß es kein Traum gewesen war, denn der Leichenwagen der zerstörte Sarg und die beiden toten Männer bewiesen uns das Gegenteil.

Auch Lady Sarah war blaß. Es dauerte etwas, bis sie sich gefangen hatte. »John«, sagte sie. »Mit Ihnen erlebt man vielleicht Sachen. Also wirklich…«

Ich hob die Schultern. »Denken Sie an meine Worte, Lady Sarah. Ich habe Ihnen geraten, in London zu bleiben. Es wäre sicher für Sie besser gewesen.«

»Unsinn, mein Junge.« Sie schaute Suko und mich an. »Habe ich mich vielleicht darüber beschwert, daß es mir bei euch beiden nicht gefallen hat, he?«

»Nein, das nicht.«

»Na also. Wo liegt dann das Problem?«

Ich verdrehte die Augen. »Überhaupt nicht, Lady Sarah. Bei und mit Ihnen gibt es einfach keine Probleme.«

»Das wollte ich auch gemeint haben«, sagte sie, drehte sich um und stapfte mit dem Stock auf. »Kommt, keine Müdigkeit vortäuschen. Wir müssen fahren. Schließlich brauchen wir alle was in den Magen, und ich habe mich entschlossen, euch ein walisisches Essen zu spendieren.«

»Gut daß es kein ostfriesisches ist«, meinte Detlev Menningmann.

»Und das wäre?« fragte ich.

»Knödel aus Deichschlamm…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 195 »Eine schaurige Warnung«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 124 »Die Mörder-Blumen«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 23 »Die Geistervögel«